

Gotthelf und Basel

Autor(en): Walter Muschg
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1954

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/1e834505-7aac-41ac-abe1-20b81cb257f9>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Gotthelf und Basel

Von Walter Muschg

Mancher aufmerksame Leser Gotthelfs wird schon bemerkt haben, daß dieser Dichter eine Vorliebe für Basel besitzt. Neben Bern, das ihm natürlich immer vor Augen steht, ist Basel die einzige Stadt, die es ihm angetan hat. Mit Bern setzt er sich in Haßliebe auseinander, von Zürich, der Hochburg des Freisinns und Fortschritts, spricht er spöttisch oder verächtlich, Basel aber liebt er unverkennbar. Dieses Verhältnis hat seine äußere und innere Geschichte, die hier im Hinblick auf den herannahenden hundertsten Todestag Jeremias Gotthelfs einmal gewürdigt werden soll. Es handelt sich dabei nicht nur um biographische Anekdoten, sondern um geistige Berührungen, die für sein dichterisches Schaffen von Bedeutung waren.

Der bekannteste Niederschlag dieser Beziehung sind die in Basel spielenden Kapitel in «Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz» (1846/47 erschienen). Jakob beginnt seine Schweizer Gesellenjahre in Basel. Er wandert als unzufriedener Tunichtgut von Freiburg her auf die Stadt zu und erblickt den «hohen Dom mit schlanken Türmen, der gar seltsam und schön in dunklem Rot sich heraushob aus dem blauen Hintergrunde, ein köstlicher Karfunkel im blauen Himmelsgewölbe ¹». Am meisten imponiert ihm der Rhein, er bewundert ihn auf der Brücke als «gewaltigen Fluß, der im vollen Bewußtsein seiner Kraft in ruhiger Schöne dahinfließ». Die Stadt erscheint ihm in überraschend großartigem Licht, es heißt von ihr: «Wenn Basel nach der Zahl seiner Einwohner zu den kleinen Städten gehört, so trägt es doch das Gepräge

¹ Werke IX. 27. Ich zitiere nach der Gesamtausgabe von Hunziker und Bloesch (Eugen Rentsch Verlag), wobei die römische Ziffer den Band, die arabische die Seite bezeichnet. Die Ergänzungsbände dieser Ausgabe, die u. a. die Briefe enthalten, tragen arabische Zahlen, so daß die Briefstellen im folgenden z. B. als «6, 326» zitiert werden.

einer großen, auf der europäischen Völkerwage bedeutend ins Gewicht fallenden Stadt und macht auf alle Fremdlinge, welche zu seinen Toren aus- und eingehen, diesen Eindruck².» Der mächtige Rhein trage viel dazu bei, sagt Gotthelf, und er fährt fort: «Aber unwillkürlich wird, wer im Herzen der Stadt um die Brücke herum oder wo von der Brücke weg die Straßen zusammenlaufen, steht, vom Gefühl ergriffen, er stehe an einer Pulsader Europas, an ihm vorbei rolle ein bewegend Etwas (Fluidum), dessen Anfang, dessen Ende er nicht kennt, dessen Bestandteile er bloß teilweise zu erforschen vermöge. Da läuft zusammen wie in einen Knoten und dann wieder auseinander in vieler Herren Länder, was reiset und handelt in Deutschland und Frankreich, in England und Italien, und in den großen, altaristokratischen Gebäuden zählt und sondert ein fester, nicht schwindelnder Sinn das flüchtige Geld, das leichte Papier und läßt es rollen durch die Adern der Welt, dessen reichliche Wiederkehr in die Herzkammer mit gleicher Sicherheit berechnend wie die Gelehrten das Kommen und Gehen der ausschweifungssüchtigen Kometen. Wer an der Ecke der Eisengasse steht, hineinsieht in die Bewegung, der wird von einem jämmerlichen Gefühle seiner Ohnmacht ergriffen; ohne an den Himmel zu sehen in die Schwingungen der himmlischen Welten, sieht er hier am Ende der Eisengasse so vieles, und das Meiste begreift er nicht, weiß weder das Woher noch das Wohin, weder das Darum noch das Warum, er begreift nichts, als daß er ein arm Menschenkind ist, welches wenig fasset und dessen Wenige sich achten.»

Diese Sätze geben offenbar nicht nur die Verblüffung des großsprecherischen deutschen Handwerksburschen wieder, sondern eine Stimmung, die Gotthelf selbst in Basel überkam. Was weiter Gereiste in den Straßen von Paris oder London empfinden: die Nichtigkeit des Einzelwesens im Ameisengewimmel des Weltstadtgetriebes, das ergriff ihn, den seßhaften Landpfarrer, an der Eisengasse in Basel. Er scheint die Stadt am Rhein gut zu kennen, denn er erwähnt auch weitere Einzel-

² IX. 30.

heiten, den Lohnhof, den «Stolz Basels, die Freie Straße» und allerlei einheimische Weine. Daß er als charakteristische Wirtschaften den «Käsmerian», den «Silbernagel» und das «literarische Bier des Eckenstein»³ nennt, geht allerdings auf einen Rat seines Basler Freundes Hagenbach zurück, der ihm die Erwähnung dieser «klassischen Orte» in einer zweiten Auflage empfahl⁴. Einige Bemerkungen sind kulturgeschichtlich reizvoll, etwa Jakobs Schimpfen auf die Herren und Damen, die «in schönen Karossen durch die Straßen rollen, behaglich in weiche Kissen gelehnt, behaglich der Kutscher auf dem Bocke mit fettem Gesichte und gelben Handschuhen an den dicken Händen». Ein Hieb Gotthelfs, nicht Jakobs ist dagegen die Stelle: «In Basel ißt man nicht schlecht, wenn es nicht Freischießen ist, auch nicht unbillig ißt man, wenn es nicht Freischießen ist; man ißt ein Kotelett unter einem Gulden, und eine Kaffeetasse voll Kartoffeln kosten keine Schweizerfranken⁵.» Der Höhepunkt von Jakobs Basler Aufenthalt ist ein sonntäglicher Ausflug in die Tanzsäle von Muttenz, wo er einer Schönen wegen in eine Schlägerei verwickelt und übel zugerichtet wird. Denn um Muttenz sei «klassisch kriegerischer Boden», es liege zwischen den Schlachtfeldern von St. Jakob und Dornach, und die dortige Jugend wiederhole an heißen Tagen im kleinen, was die Alten im großen traten⁶. Da Jakob erst nach einigen Tagen wieder zur Arbeit kommt, jagt ihn der Meister davon. Er hat sich in Basel «das Herz erkältet», er ist ein heimatloser Feind der Gesellschaft geworden und läuft auf seiner weitem Wanderung den kommunistischen Weltverbessern in die Hände. Auf der Heimkehr nimmt er dann aber den Weg wieder über Basel, um sich seinem dortigen Meister noch von der bessern Seite zu zeigen. Denn das Unsinnige sei-

³ IX. 490.

⁴ 6, 326. Gotthelf machte sich den Wink schon für den zweiten Band der ersten Auflage zunutze, wo diese Namen gleich zweimal vorkommen.

⁵ IX. 480.

⁶ Nachträglich erkannte Gotthelf, daß er hier einen Bock geschossen habe, weil in Baselland die Sitte des Sonntagstanzes noch nicht eingerissen sei: 6, 323.

nes Revoluzzertums ist ihm jetzt aufgegangen, er sieht die Stadt diesmal mit andern Augen und begreift, was der gewaltige Strom spricht, der ungehindert vom menschlichen Getriebe und mächtiger als alles Menschenwerk dahinrollt. «Es ist eine lebendige Predigt den Baslern, ein Prediger, sie mögen ihn auf vier Jahre wählen, die Basler, oder lebenslänglich, welcher nie verstummt, welcher lange ihre Frömmigkeit gespeiset und getränkt. Gehn zu Basel die Ohren zu für solche Predigten, dann wehe Basel, es wird Sidon und Tyrus erträglicher ergehen an jenem Tage, denn wer Ohren hat und wem geprediget wird und er hört die Predigt nicht, der wird mit doppelten Streichen geschlagen werden⁷.» Auf der Brücke taucht zum drittenmal Jakobs unheimlicher Mahner, der Brandenburger, vor ihm auf, läßt sich von ihm seine Schweizer Erlebnisse erzählen und versucht ihn zum Bleiben zu überreden, damit er mit ihm, als ein Heidenbote unter den Heiden, unter den verhetzten Handwerksesellen das Werk der Aufklärung betreibe. Aber es zieht Jakob nach Hause, und der Andere harrt allein auf seinem undankbaren und gefährlichen Posten aus. Denn «Jakobs Wanderungen» zeichnen von Basel kein ideales Bild. Auch diese Stadt ist zum Schauplatz des großen Kampfes geworden, der die Welt erfüllt, und ein besonders wichtiges Schlachtfeld des Ringens zwischen altem und neuem Geist. Jakob weiß am Ende, daß die Schweiz etwas ganz anderes ist, als was er sich unter ihr vorgestellt hat, «ein schönes Land, voll der Herrlichkeit Gottes, aber auch mit dem Stempel der Sünde gezeichnet, voll Aufbegehrens statt voll Demut, voll Ungnügens statt voll Dankes, voll Streit um nichts statt voll Frieden um Gottes und des Heilandes willen, ein Land wie ein anderes, daß man darin des Teufels oder ein Kind Gottes werden kann, je nachdem die Geister sind, unter die man fällt⁸».

«Jakobs Wanderungen» sind ein politisches Buch, das die Dinge in der Beleuchtung eines Tendenzromans schildert. Gotthelfs Sympathie für Basel ist deshalb hier nur mittelbar in

⁷ IX. 481.

⁸ ebda. 478.

der Vertrautheit mit dem Schauplatz zu spüren. Sie tut sich aber schon in den Schriften seiner Frühzeit an mancher Stelle kund. Der Handelsreisende, dem die Geschichte von den fünf im Branntwein verkommenen Mädchen in den Mund gelegt ist, reist im Dienst einer Basler Firma und singt das Lob der Basler Commis, die nicht so frivol und liederlich seien wie die andern, zwar oft einfach und scheinbar einfältig, dafür aber in den Schlichen und Ränken des Handels allen überlegen⁹. Der «Neue Berner Kalender» für 1844 rühmt, wie rasch sich das durch den großen Brand zerstörte Hamburg von den Nöten der napoleonischen Zeit erholt habe, «fast Basel gleich, von wegen, es sind auch ganze Köbene im Handel, die Basler»; allerdings habe auch dort wie in allen Handelsstädten die Pietisterei geblüht, der «neumodische Vermittler zwischen Geist und Geld», der es Gott und dem Kaiser recht machen wolle¹⁰. Das hoffärtige Herrenzimmer, mit dem die Wirtin Eisi im «Geltstag» ihr neumodisches Wirtshaus ausstaffiert, muß wieder mit einem Basler Commis die Feuerprobe bestehen; dieser Herr Türligyer erweist sich als ein würdiger Repräsentant seiner Kaffeeherrn, denn das Zimmer macht ihm keinen Eindruck, und daß er so spitzig baseldeutsch redet, trägt nicht wenig zum Zorn der Wirtin bei¹¹. Noch andere solche Stellen wären anzuführen. Sie alle zeigen, daß Gotthelf in Basel die reiche, aristokratische Handelsstadt sieht. «In Basel ist einer mit einer Million noch lange nicht reich, in Sigriswil ist es ganz anders», heißt es in der «Erbbase»¹². Reichtum und aristokratisches Wesen sind aber Eigenschaften, die auch Gotthelfs vollkommenen Bauern auszeichnen. So schildert er ihn immer wieder, darin liegt ein Grund seiner Sympathie. Dieser Zusammenhang tritt in einer Bemerkung der «Käserei in der Vehfreude» hervor, die zeigt, daß er Basels schweren Kampf nach der Niederlage von 1833 aufmerksam verfolgte: «Der Küher hat auch etwas von der Weise der Basler Herren, welche gegen

⁹ XVI. 48.

¹⁰ XXIV. 20 f.

¹¹ VIII. 288 f.

¹² XX. 80.

das Geldstagen sich so tapfer wehren. Diese hängen auch nicht alles an einen Nagel, sondern an mehrere; läßt ein Nagel los, so fällt nicht alles, ja es ist oft der Fall, daß eben, weil ein Nagel fehlt, an andern der Gewinn desto größer wird. Das sollte eigentlich auch der Bauer wissen . . .¹³.» Noch in Gotthelfs letztem großem Werk, den «Erlebnissen eines Schuldenbauers», tritt ein Basler «Müsterler» auf und greift in die Handlung ein. Er hört im Wirtshaus, wie im Nebenzimmer ein armes Bauernpaar ins Unglück gesprengt wird, und gerät in einen Disput mit dem Wirt, daß er dem Treiben der Wucherer in seinem Haus nicht wehre. Als er Jahre später vernimmt, in welches Elend jene Familie geraten ist, beschließt er, sie aus den Klauen ihrer Plagegeister zu retten und sie einem Vetter zu empfehlen, der in der Nähe von Basel ein großes Gut besitzt und schon lange gern einen Pächter aus dem Bernbiet hätte. Es kommt dann freilich anders, der schrullige Junker auf dem Stierengrind mischt sich ein und schnappt dem Basler den guten Mann weg. Dem armen Hans Joggi fällt die Wahl zwischen den zwei Angeboten schwer, denn man sagt ihm, wenn er bei dem Basler Herrn ankommen könne, gehe es nicht lange, bis er in einer Kutsche heimkomme. «Ehedem fiel in der innern Schweiz der Name Basel ins Gewicht ungefähr wie jetzt Kalifornien¹⁴.» Daß ein reicher Basler den Hans Joggi haben will, ist für den Berner Junker Grund genug, um jeden Preis seinen harten Kopf durchzusetzen. «Die müssen nicht immer alles das Beste haben aus unserem Kanton, die besten Kälber und die besten Diensten, wir vermögen sie so gut als sie¹⁵.»

Auch die Landschaft um Basel liegt Gotthelf am Herzen. Er erwähnt sie mit spürbarer Zuneigung noch in der «Käserei», wo er davon spricht, wie die Bäuerinnen jetzt um den herbstlichen Milchüberfluß betrogen seien, auf den sie sich früher so gefreut hätten wie «die Zürcherinnen auf eine Fahrt nach Baden und die Baslerinnen auf eine Hochzeit zu Pratteln oder

¹³ XII. 70.

¹⁴ XIV. 351.

¹⁵ ebda. 348.

Sissach oder sonstwo in ihrer wunderlieben Landschaft ¹⁶». Das geht aber nur auf die Natur, nicht auf die Bevölkerung und die Regierung des Baselbiets, die er seit dem Aufstand von 1833 bei jeder Gelegenheit mit den Schattenseiten des fortschrittlichen Zeitgeistes identifiziert. Seine Ausfälle gegen den neuen Kanton Baselland sind das negative Gegenstück zu seinen Äußerungen über die Stadt und lassen erst recht erkennen, wie sehr er für diese eingenommen ist. Sein Kalender von 1842 enthält zwei böse Seitenhiebe solcher Art. In einer Schwankgeschichte heißt es von einem zudringlichen Eselfuhrmann, er sei wahrscheinlich aus Baselland gekommen, «wo der Lump ein ebenso lautes Wort führt wie der Hintersetzte ¹⁷», und in der Jahreschronik: «In Baselland sagten sie sich wüst im Landrat. Einer sagte dem Andern, der Teufel solle ihn nehmen, sie seien meineidige Kogen. Wollen künftig von Baselland gar nicht mehr reden, ist halt eine wüste Sache ¹⁸.» Der Kalender für 1845 berichtet aber doch wieder davon, daß irgendwo im Baselbiet die Schuljugend ihren Lehrer im Zuchthaus besucht habe. «Wer weiß, was es braucht, um in Baselland ins Zuchthaus zu kommen — denn da kömmt man viel ringer in den Landrat —, der begreift wirklich nicht, was das für Eltern müssen gewesen sein, welche einen solchen Besuch zuließen ¹⁹.» Nicht besser kommen bei Gotthelf die selbständig gewordenen Aargauer weg, und dort ist es bernisches Ressentiment, das ihm die Feder führt. Die Häufigkeit und Schärfe seiner Ausfälle auf die Baselbieter aber bedeutet immer eine Parteinahme für die von ihnen gedemütigte Stadt.

Dennoch hat auch das Baselbiet in Gotthelfs Schriften ein Denkmal. Im Februar 1850 fragte ihn Pfarrer Samuel Preiswerk von Langenbruck an, ob er bereit wäre, ein Volksbüchlein über den Nutzen des Sparens zu verfassen, das die arme Landbevölkerung in unterhaltender Form auf die Langenbrucker Ersparniskasse aufmerksam mache. «Es wäre unser Wunsch,

¹⁶ XII. 370.

¹⁷ XXIII. 305.

¹⁸ ebda. 258.

¹⁹ XXIV. 130.

allen ärmeren Leuten, Diensten usw. den guten Rat recht anschaulich und plausibel zu machen, den Ihr *Uli* in Betreff der Ersparniskasse von seinem Meister erhält, und ihnen denselben in einer kleinen Erzählung beizubringen, die etwa den Raum eines Druckbogens einnehme. Zugleich wäre dies eine Anregung, welche durch Ihren Mund nicht bloß an unser Dorf allein, sondern an unsere ganze Landschaft erginge²⁰.» Pfarrer Preiswerk kam im Juli, begleitet vom Waldenburger Bezirksarzt Dr. Bider und dem Basler Hauptmann Burckhardt-Gemuseus, nach Lützelflüh. Die Herren brachten gleich einen Entwurf zu der Geschichte mit, der Gotthelfsche Figuren in ein Bauerndorf bei der Kastelenfluh verpflanzte und mit der Bandweberei in Verbindung brachte, auch allerlei Hinweise auf lokale Verhältnisse und auf technische Einzelheiten des «Posamentens» fehlten darin nicht²¹. Dieser Auftrag kam im Grund viel zu spät. In den ersten Jahren seiner Schriftstellerei hatte Gotthelf solche gemeinnützigen Tendenzschriften geliefert, aber er war längst über diese Anfänge hinaus. Daß er überhaupt auf den Vorschlag einging, lag wohl nur daran, daß er aus der Basler Gegend kam; aber die Gefahr, daß die freundlichen Auftraggeber eine Enttäuschung erlebten, war jetzt noch größer als zur Zeit des «Anne Bäbi Jowäger». Er hielt sich nicht an das gutgemeinte Schema und überschritt den gewünschten Umfang um ein Vielfaches, so daß die Basler gern sein Angebot annahmen, das Büchlein in Berlin drucken zu lassen und die benötigten Exemplare, die sie gratis verteilen wollten, zu niedrigem Preis zu beziehen. Während der Ausarbeitung erhielt Gotthelf von dem Basler Bankier Speiser mit freundlichen Komplimenten noch einige Artikel über das Problem der Sparkassen²², und er schrieb ihm zurück: «Ihren Erläuterungen werde ich es zu verdanken haben, wenn die Arbeit weniger mangelhaft ausfällt, als es sonst geschehen wäre. Die guten Herren von Langenbruck haben mich zu einer Arbeit verleitet, welche ich besser unterlassen hätte. Holzschnittartig

²⁰ 8, 27 f.

²¹ Vgl. XX. 553 f.

²² ebda. 554; über Speiser 8, 366.

läßt sich das Ding wohl machen, aber bei jeder Zeile fühle ich, daß mir die genaue Kenntnis der Zustände abgeht, und ich muß alle speziellen Ausmalungen auf das sorgfältigste vermeiden . . . Was ich an gutem Willen aufbieten kann, will ich verwenden, aber froh werde ich sein, wenn ich mich bis zur letzten Seite durchgeschlagen habe ²³.» Die Besteller waren mit dem Manuskript zufrieden, hatten aber wegen einiger Stellen Bedenken. Zu einem Seitenhieb auf Stämpfli schrieb Preiswerk: «Die politischen Feuer und Feuerlein brennen zwar nicht mehr lichterloh in der Landschaft, sondern schlafen, Gott Lob, samt dem Mißtrauen gegen Basel; aber der Schlaf ist gar leis, wie eines guten Haushundes; man kann auf diesem Boden gar leicht zu laut abtrappen, und am besten ists, wenn man nicht drauf geht, wo es nicht eben nötig ist. Sie sehen, daß bei uns die Verhältnisse und Gemüter gar viel anders sind als bei Ihnen ²⁴.» Noch mehr erschrak Pfarrer Preiswerk über den Satz, daß ein Seidenherr allenfalls «verganten» könnte. «Ich möchte lieber dies weglassen, da es manchem dieser auf ihre Art auch erstaunlich kitzlichen Herren Galle machen könnte (denn wenn ein Kaufmann in hundert andern Dingen ein Fell hat wie ein Rhinoceros, so ist doch *das* gerade seine Achillesferse), und doch gedenken und hoffen wir in der Stadt auch unter den fabrikarbeitenden Angehörigen der Landschaft mit unserem Büchlein Samen zu streuen; dazu aber brauchen wir die Vermittlung eben der Seidenherren ²⁵.» Burckhardt teilte diese Befürchtungen, begründete sie aber mit einer vornehmen Darlegung seines politischen Standpunktes, um nicht mißverstanden zu werden ²⁶. Gotthelf strich die beiden beanstandeten Stellen.

«Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber» ist kein Meisterwerk geworden. Obschon Gotthelf das Baselbiet aus eigener Anschauung kannte, schöpfte er hier nicht aus dem Vollen. Er behielt einige Personen und Namen des Entwurfs

²³ 8, 115.

²⁴ ebda. 132.

²⁵ ebda.

²⁶ ebda. 134 f.

bei, dachte sich aber die Handlung anders aus. Eine Doktorsfrau schenkt ihrem Patenkind statt des üblichen «Einbunds» einen Schein auf die Ersparniskasse und verlockt damit einige Glieder der Familie, heimlich auch Geld einzulegen, so daß diese, als einmal die Bandweberei schlecht geht und dazu noch eine Krankheit grassiert, als einzige die Tage der Not aushalten kann und seither das ganze Dorf den Segen der Kasse zu begreifen beginnt. Eine Hauptrolle spielt aber der Gegensatz zwischen Stadt und Land, von dem im Entwurf nichts gestanden hatte. Der durch Sparsamkeit geretteten Familie steht der windige Heiri mit seiner Kathri gegenüber, die zuerst in Basel ihr Glück machen wollen, dann verdorben aufs Dorf zurückkehren und als abschreckendes Beispiel des Zeitgeistes im Elend stecken bleiben. Zur Erzeugung des Lokalkolorits behilft sich Gotthelf mit gelegentlichen Hinweisen auf Landschaft und Weinsorten, auf den «berühmten Professor Schönbein» und die «keusche Judith, die Nationalzeitung in Basel». Er läßt keinen Seidenherrn und keinen Basler Commis auftreten, wie es sich die Besteller gedacht hatten, verzichtet auch auf Marktszenen in Liestal und Basel, und das Dorf hat keinen Namen. Die Seidenherren erscheinen nur im Hintergrund als gutmütig-ironisch gezeichnete Halbgötter, die durch ihr Métier unglaublich liebenswürdig geworden sind, «ganz wie von Sammet und Seide», aber in schlechten Zeiten ihre Weber auch anbrüllen können, «daß es dem Rhein übel wird und er kaum bei Basel vorbei darf aus Angst, es verschlucke ihn der weit geöffnete Schlund eines donnernden Seidenmonarchen oder Aristokraten²⁷». Die ganze Geschichte ist, besonders in der ersten Hälfte, auf diesen «holzschnittartigen» Ton abgestellt, mit dem sich Gotthelf so gut als möglich über den Mangel an Substanz und Anschauung hinwegfabuliert. Statt des Lokalkolorits fließen ihm anzügliche Sentenzen über die beiden Basel in die Feder. «Sie sind so gleichsam die am Rücken zusammengewachsenen Brüder. Was dem einen weh tut, macht dem andern nicht wohl, und niest der eine, sagt der andere Prosit dazu. Wo

²⁷ XX. 294, 355.

Lieb und Leid geteilt werden, da stets mit der Einigkeit nicht schlecht; vermag ein Finger eine Last nicht zu heben, hilft der andere, und beide zwingens. Im Zwängen sind die Basler Meister zu Stadt und Land, vide Exempel in der alten und in der neuen Geschichte!» Er gibt sich sichtlich Mühe, seine Abneigung gegen die radikale Landschaft zu zähmen. Sie ist «noch nicht das gottloseste Land, und wenn dort auch gottlose Mäuler sind, so muß man nicht meinen, daß sie den Besten in Baselland angehören oder daß nicht manches Herz besser ist als das Maul». Basel selbst erscheint hier wieder in zweideutigem Licht, als die große Versuchung für alle Maulhelden und Entwurzelten, denen der «Stadtgeist» in den Kopf steigt, weil «auch in Basel nicht immer alles lauter ist und auch in Basel viel geklappert wird über Dinge, die man nicht weiß». Der burschikose Ton färbt auch die Aussagen über die große Stadt im Hintergrund. Der Rhein schwenkt munter auf sie zu, «als ob er sich dort eine reiche Frau holen wollte; wird aber kaum eine finden, wird wohl selbst einer Baslerin zu kalt sein». Ebenso spielerisch heißt es von ihren Bewohnern: «Die Basler müssen laut reden, sonst verstünden sie ja das eigene Wort nicht, von wegen den Franzosen, den Badensern und dem Rhein. Von den Drei macht ja jeder für sich einen ärgern Lärm als die größte Ölstampfe, geschweige alle Drei zusammen. Da lernen die Basler von der Wiege an begreiflich reden, damit sie mitten aus dem dreieckigten Spektakel heraus verstanden werden, und sie lernen es gründlich, Mann und Weib, Kind und Knecht.»

Gotthelfs Bekanntschaft mit Basel entstand im Zeichen der politischen Spannung, die das Baselbiet nach der Pariser Juli-revolution zum gefährlichsten Unruheherd auf Schweizerboden machte. Im Januar und August 1831 kam es hier zu bewaffneten Aufständen; die Radikalen verlangten eine Änderung der Verfassung und hofften so auch in diesem Kanton die Mehrheit zu erlangen. Sie räumten zunächst dem städtischen Militär das Feld, setzten dann aber eine provisorische Regierung der Landschaft ein und hatten bei diesem Vorgehen die ganze freiheitliche Schweiz auf ihrer Seite. In Bern und am

Zürichsee spielte man mit dem Plan eines Freischarenzuges, und die Erregung stieg so hoch, daß die Tagsatzung die militärische Besetzung des Baselbiets beschloß. Zu den aufgebottenen Truppen, die im September einrückten, gehörte auch ein Berner Infanteriebataillon, das nach fünf Wochen zurückgezogen wurde. Der Feldprediger dieses Bataillons war der junge Albert Bitzius, der seit Beginn desselben Jahres als Vikar in Lützelflüh amtierte und sich damals noch nichts von seiner dichterischen Zukunft träumen ließ. Er fühlte sich in seiner Haut nicht wohl, die neue Gemeinde galt als die schwerste im Kanton Bern, und er sah sich noch nach andern Orten um. Vermutlich begleitete er die Truppe, weil er im leidenschaftlich aufgewühlten Baselbiet Nützlicheres leisten zu können glaubte als bei den Emmentaler Bauern, mit denen er sich seit zehn Jahren als unbefriedigter Reformherumschlug. Er war überzeugter Anhänger der demokratischen Verfassung, die das Bernervolk in diesem Sommer angenommen hatte. Sein Militärdienst fiel in eine auch für den Kanton Bern entscheidende Zeit; dazu kamen außenpolitische Gefahren, deretwegen im vorhergehenden Winter die Truppen aller Kantone auf Pikett gestellt worden waren. Die Lage der Eidgenossenschaft war ebenso schwierig wie die des innerlich unruhigen jungen Pfarrers, der mit den Truppen in «stürmischer Zeit» in das von Terror erfüllte «unglückliche Land» marschierte, wo man das eidgenössische Aufgebot feindselig betrachtete.

Das Dokument dieser seiner ersten Anwesenheit auf Basler Boden sind die vier Feldpredigten, die er damals vor den Berner Soldaten hielt²⁸. In jenen Wochen wird er wandernd die Liebe zur Landschaft des Baselbiets gefaßt und sich, wie es seine Art war, gesprächsweise mit baslerischen Menschen und Verhältnissen vertraut gemacht haben. Die Predigten verraten nichts von seiner eigenen Krise, sie atmen dieselbe überlegene Ruhe wie seine andern Kundgebungen aus dieser Zeit, lassen aber trotz ihrer gedämpften Sprache erkennen, wie stark er an

²⁸ Jetzt abgedruckt im Ergänzungsband 3 der Gesamtausgabe von Hunziker/Blöesch.

den Geschehnissen teilnahm. Sie bilden einen wohlüberlegten Zyklus und vertreten die überparteiliche Politik aus christlichem Geist, die er auch seinen Amtsbrüdern predigte. Das Christentum ist ihm die Mutter aller Freiheitslehren, und er nimmt für sich in Anspruch, die Zeitereignisse aus dieser Höhe — freiheitlich, aber kritisch — zu beurteilen. Vor allem empfindet er die Gefährlichkeit der Lage und sieht seine Aufgabe darin, das Abgleiten des Freiheitskampfes in eine unchristliche, anarchistische Richtung verhindern zu helfen. Am 18. September predigte er in Liestal über das Wort «Friede sei mit euch!». Der äußere Feind, sagt er, hat sich verzogen, dafür droht jetzt im eigenen Land der fürchterlichste. «Diesen Feind zertreten zu helfen, ward euch der ehrenvolle Ruf, ehrenvoll darum, weil er euch von einem großen, sehr großen Zutrauen in euch zeuget, denn von eurem Benehmen hängt die Ruhe, das Glück des Vaterlandes ab.» Den Bruderzwist zu überwinden, ist die schwerste und schönste Aufgabe, die es gibt. Leidenschaften haben den Frieden der Heimat gebrochen und benützen die herrschende Gesetzlosigkeit; ihr sollt zwei erbitterte Parteien versöhnen und dürft euch nicht zur Parteinahme überreden lassen, sondern müßt ihnen den Frieden wiedergeben, den sie nicht selbst finden können. «Wir alle lieben unser teures Vaterland, dessen Ruhe und Sicherheit durch die begangenen Auftritte gefährdet ist. Sollten sie sich wiederholen und um sich greifen, dann wäre unser inneres Glück, vielleicht auch unsere Unabhängigkeit dahin, und unser Geschlecht hätte den Fluch auf sich geladen, das große Erbgut unserer Väter in tollem Wahnsinn verschleudert zu haben.» Die zweite, in Muttenz gehaltene Predigt handelt von der Notwendigkeit der Obrigkeit, ohne die das allgemeine Geschrei nach Freiheit rasch in die Anarchie führen müßte. «Laßt uns nicht sündigen an Gott und unserem Glück, sondern Gott dafür danken, daß er uns nie den Greueln eines gesetzlosen Zustandes ausgesetzt!» Die dritte, aus Sissach datierte Predigt erläutert den Begriff der Freiheit aus christlichem Geist und in Wendungen, die später bei Gotthelf immer wiederkehren. Frei ist nur, wer die Sünde in sich überwunden hat; ohne diesen Sieg «bleibt ihr

Unfreie, Knechte, ihr mögt heißen, wie ihr wollt, Schweizer oder nicht». Laßt euch durch kein Geschrei irre machen, daß das Heil der Welt in äußern Einrichtungen bestehe, es liegt in uns selbst. Durch euer Betragen beweist ihr die Wahrheit dieser Überzeugung. «Mancher Biedermann, der bisher gezweifelt, ob man hundert einige Männer zusammenbringen könne, sieht froh erstaunt auf uns.» Wenn alle wahrhaft freien Männer der Schweiz sich einmal so finden, werden sie das Vaterland retten. In der vierten, nicht näher datierten Predigt preist Bitzios die Schönheit des Schweizerlandes und erklärt die Freiheit als das Geschenk, das Gott dem Volk dieses Landes gemacht habe und von ihm rein erhalten sehen wolle.

Die Erlebnisse und Erfahrungen dieser fünf Herbstwochen müssen ihn tief beschäftigt haben. Sie werden wieder in ihm aufgestiegen sein, als er genau zehn Jahre später wieder in die Basler Gegend aufbrach. In diesem Jahrzehnt spielte sich das Drama ab, das er hatte verhindern helfen wollen. Zwischen Stadt und Landschaft kam es zum offenen Krieg, dessen Ergebnis nicht die Geburt eines freisinnigen Kantons Basel, sondern dank der kurzsichtigen Leidenschaft auf beiden Seiten die Spaltung in zwei Halbkantone war. Die größte, reichste, kultivierteste Stadt der Eidgenossenschaft erlebte eine Niederlage, die sie in den Augen der ganzen fortschrittlichen Welt selbst verschuldet hatte, die nicht nur ihren Wohlstand, sondern ihr Verhältnis zur Eidgenossenschaft erschütterte und sie in die Isolierung trieb. Diese Wendung der Dinge verwundete sie nicht nur in ihrem materiellen Besitz, sondern auch in ihrem Rechtsgefühl. Die Radikalen sahen in ihr das Musterbeispiel des gezüchtigten Aristokratenhochmuts, die Konservativen das Opfer einer Gewaltpolitik und geistigen Verrohung, von der sie für das ganze Land das Schlimmste befürchteten. Was hier im kleinen geschehen war, konnte sich bald im großen wiederholen. Zur Sicherung der neuen Ordnung, durch die Basel sein Hinterland und die größere Hälfte seines Staatsvermögens mit Einschluß des Kirchen- und Universitätsguts verlor, zogen im Herbst 1833 eidgenössische Truppen in die Stadt ein.

Bitzium war diesmal nicht dabei, er hatte schon die Kämpfe von 1833 nur aus der Ferne miterlebt. Die Wunden waren noch nicht verheilt, als er im September 1841 zur Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft nach Basel kam. In ihm selbst war seither eine Wandlung vorgegangen. In der stillen Abgeschlossenheit von Lützelflüh, dessen Pfarrer er kurz nach der Heimkehr aus jenem Feldpredigerdienst geworden war, hatte er Abstand von den Zeitereignissen gewonnen. Sein politischer Tatendrang hatte sich gelegt, und die Entwicklung im Kanton Bern tat das Ihre, ihm sein Außenseitertum zum Bewußtsein zu bringen. Auch in Bern gewann der radikale Kurs die Oberhand und verdrängte die Altliberalen, zu denen er gehörte, aus der Macht. Er sah diesem Ringen mit der Überzeugung zu, daß daraus mehr Böses als Gutes entstehen werde, aber auch mit der Gelassenheit dessen, der erkannt hatte, daß die direkte Einmischung nicht seine Sache sei, weil ihm eine andere Form des Kampfes für ein besseres Vaterland aufgegangen war. Er hatte den ungestümen Ausbruch in die Dichtung erlebt. Sein erstes Buch, der «Bauernspiegel», war 1836 erschienen, und bereits lagen neben kleineren Schriften auch die «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» und «Uli, der Knecht» vor, als er teils zu Fuß, teils mit der Post zum erstenmal nach Basel reiste. Er stand damals in der glücklichsten Zeit seines Lebens.

Von Glücksgefühl erfüllt waren offenbar auch die drei Tage²⁹, während deren er als Gast des Theologieprofessors Karl Rudolf Hagenbach im Frey-Grynaeum am Obern Heuberg wohnte. Sie kannten sich aus der Studentenzeit, von Göttingen her, aber erst in diesen Herbsttagen von 1841 wurden sie Freunde. Hagenbach, ein freidenkender und weltoffener Mann, genoß in seiner Vaterstadt als akademischer Lehrer und gesellige Frohnatur von starkem Familiensinn großes Ansehen und verkörperte, ohne Hervorragendes zu leisten, mit seinen vielseitigen Interessen die städtische Kultur, die Gotthelf in

²⁹ Hagenbachs Taschenkalender notiert Montag, den 27. September: «Abends Bizium angelangt», und Freitag, den 1. Oktober: «Früh auf, Bizium verreist.»

Lützelflüh entbehrte³⁰. Neben seiner Tätigkeit als Kirchenhistoriker, als Vorsteher der Frey-Grynaeischen Stiftung und beliebter Prediger beschäftigte er sich mit künstlerischen Liebhabereien. «Theologe und nur Theologe zu sein, war mir nicht gegeben», sagt er in seiner Selbstbiographie³¹. Er liebte die Musik und die Dichtung, kannte sich in Basels literarischer Vergangenheit aus und übte sich wie mancher seiner gelehrten Kollegen, wie vor allem der mit ihm befreundete Wilhelm Wacker-nagel, selbst in poetischen Versuchen. Seine Gedichte sind typische Biedermeierpoesie für den bürgerlichen Hausgebrauch. Er hatte es als Gelegenheitsdichter zu einer anmutigen Fertigkeit gebracht, mit der er freigebig die häuslichen und öffentlichen Anlässe verschönerte, so daß er schon in jungen Jahren «der allgefeierte Stadtdichter³²» war. Kinderlieder und Rätsel gelangen ihm ebenso hübsch wie wehmütige Totenkränze in Versen, heitere Tafelsprüche und festliche Willkommensgrüße. Da er selbst von diesen Reimereien nicht hoch dachte und es bedauerte, daß ihm die zeitgenössische Literatur fremd geblieben war, mag ihm die Bekanntschaft mit Gotthelf auch eine literarische Genugtuung gewesen sein. Später wurde er als Redaktor des «Kirchenblattes für die reformierte Schweiz» weiteren Kreisen bekannt. Er war ein überaus produktiver theologischer Schriftsteller. Seine zwei vielbändigen und oft aufgelegten Hauptwerke, eine Kirchen- und eine Dogmengeschichte, sind keine originalen Schöpfungen, sondern für die Studierenden und ein gebildetes Publikum gedachte Handbücher, die 1841 bereits im Erscheinen begriffen waren. Sie zeigen, daß er Gotthelf theologisch nahestand. Auch Hagenbach

³⁰ Vgl. Rud. Stähelin, Karl Rudolf Hagenbach (Neujahrsblatt Basel 1875); Ed. His, Basler Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts (Basel 1941).

³¹ S. 391 der in Familienbesitz befindlichen Handschrift, aus der F. Vetter im Anhang zum Briefwechsel Gotthelf-Hagenbach einige Sätze mitgeteilt hat. Für die Erlaubnis zur Benützung dieses Manuskripts und von Hagenbachs Taschenkalendern bin ich dem Enkel des Verfassers, Herrn Prof. Dr. August Hagenbach, zu Dank verpflichtet.

³² Selbstbiographie 338.

war einst maßgebend durch Herder beeinflusst worden, auch er war ein Liberaler mit viel Sinn für das Übernatürliche und einer begrenzten Vorliebe für die Mystik. Eine Himmelfahrtspredigt sandte er mit den Worten nach Lützelflüh: «Ich überzeuge mich immer mehr, daß es ein heiliges Gebiet gibt, das auch *seinen* Ideenkreis und *seine* Sprache hat für jeden, worüber wir nicht hinaus *können*, nicht hinaus *sollen*, wenn wir auch gleich uns nicht an die einzelnen Buchstaben und Ausdrücke dieser Sprache hängen, sondern sie innerlich-geistig beherrschen. Das habe ich von den Mystikern gelernt³³.» Und Gotthelf schrieb ihm einmal in seiner unprofessoralen Sprache zurück: «Es ist wirklich ein fürchterlich Ding, den Quark darf man nicht wegtun, sonst schreien die Alten Zetermordio und, was noch viel ärger ist, die Jungen begrüßen einen als Brüder, die auf die Höhe der Zeit sich erhoben, und solange man den dogmatischen Mantel dem Christentum nicht abstreifen darf, kömmt der Sternenmantel der Herrlichkeit nicht vor des Volkes Angesicht³⁴.»

So konnte sich der Dichter bei dem Professor wohl geborgen fühlen. Er fand in seinem Hause, was er in Bern, etwa mit seinem Werben um die Freundschaft des Oberrichters Carl Bitzium, nicht gefunden hatte: Verständnis für die Dichtung, eine Atmosphäre kultivierter Menschlichkeit und Bereitschaft für das Nichtalltägliche. Seine ersten Briefe an Hagenbach lassen noch die Mischung aus leiser Befangenheit und glücklichem Wohlsein spüren, die ihn während des Besuchs erfüllte. Er nennt sich zwar bald wieder den «Pfarrer auf dem Lande», den «Pfarrer im Emmental», nimmt aber doch Basel aus, wenn er seine ländliche Robustheit betont: «Ich werde zu steif für die Stadt und alle Tage mehr, und zu aller Steifheit will mir keine Gravität im Leibe wachsen, und die muß man haben, wenn man mit Behagen aufs Pflaster will, wenigstens auf das bernerische³⁵.» Er muß sich in Basel trotz seiner ländlichen Ungewandtheit wohltuend verstanden gefühlt und dieses Gefühl

³³ 5, 225.

³⁴ ebda. 361.

³⁵ ebda. 258.

behalten haben, als er die ihm so fremden Kreise der Rhein-
stadt betrat. An den zweitägigen Verhandlungen der Gemein-
nützigen Gesellschaft im Stadtcasino, denen auch Hagenbach
beiwohnte, war Basel durch eine Reihe bedeutender Männer
vertreten, unter denen sich der als Vizepräsident der Tagung
amtierende Antistes Burckhardt, der Vater Jacobs, die Ratsher-
ren Andreas Heusler und Peter Merian, der originelle Natur-
forscher Christoph Bernoulli, der Germanist Wilhelm Wak-
kernagel und der aus Walkringen stammende Medizinprofes-
sor Friedrich Miescher befanden³⁶. Hagenbach, der zu dem
Anlaß wieder eines seiner baseldeutschen Poeme geliefert
hatte, wird seinen Gast mit manchem dieser einheimischen
Prominenten bekannt gemacht haben. In der staatsmännischen
Eröffnungsrede des Präsidenten, des Basler Bürgermeisters
Burckhardt, vernahm Gotthelf einen Repräsentanten des
christlich-konservativen alten Basel, der die «aus einem tief
erschütterten Vaterlande» zusammengekommenen Teilnehmer
auf den umfassenden geistigen Kampf der Zeit hinwies, die
Gesellschaft als eines der noch nicht zerrissenen Bande im
Schweizervolk warm begrüßte und seinem Vertrauen auf die
Sendung des Christentums in der Gegenwart Ausdruck gab³⁷.
Gotthelf ergriff in keiner der Diskussionen das Wort, obschon
er, der Verfasser der «Armennot», besonders bei der Ausspra-
che über die Ausbildung von Lehrern für Armenschulen wie
Wenige dazu berufen gewesen wäre. Die Sitzungen wurden an
beiden Tagen mit einem gemeinsamen Mittagessen im Kon-
zertsaal beschlossen, die Abende brachten gesellige Zusammen-
künfte im Kleinbasler Casino und im Sommercasino, wo nicht
nur gemeinsame Lieder gesungen und Ständchen angehört,
sondern in Tischreden auch von seiten der Gastgeber die Ver-
bundenheit Basels mit der Schweiz freudig betont wurden³⁸.

³⁶ «Verhandlungen der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft zu
Basel» 29 f., 222 (Basel 1841).

³⁷ ebda. 11 f.

³⁸ Am Kleinbasler Abend hielt Hagenbach einen «Toast auf Mei-
ster und Gesellen», vom Abend im Sommercasino notiert er «Musik,
Fackelzug etc.» (Taschenkalender 28./29. September).

Das war es offenbar nicht zuletzt, was dieser Tagung die gehobene Stimmung verlieh: das Bewußtsein, «daß es in unserm Vaterlande noch viele warme brüderliche Herzen gebe, die sich treu entgegenschlagen», und «daß die heitere gute Zeit sich allmählig wieder Bahn brechen werde durch die trüben Wolken der Gegenwart³⁹». Gotthelf machte wie Hagenbach auch eine Extrafahrt auf der eben eröffneten Eisenbahn von St-Louis nach Mülhausen an die dortige Industrie-Ausstellung und retour offenbar in bester Laune mit. Als er über Biel und Bern wieder nach Hause kam, von seinen drei Kindern an der Straße und einem Berg aufgelaufener Amtsgeschäfte erwartet, setzte er sich zu einem Dankbrief hin, der mit den Worten beginnt: «Mein Erstes sollte sein, Dir für all das Liebe und Gute zu danken, das ich bei Euch oder durch Deine Vermittlung genossen, und Dir zu sagen, daß ich wohl noch nie eine Erinnerung von Tagen und Orten weggetragen, die so lieblich und rein wiederklingt als die, welche ich aus Basel heimgetragen. Eine solche Erinnerung ist ein köstlich Gut, in ihr liegt eine Erquickung für viele viele Tage bei der Arbeit oder im Kampfe mit dem Leben⁴⁰.»

Dieser ganze erste Brief an Hagenbach atmet noch die Freude über zahlreiche beglückende Begegnungen und Erfahrungen. Gotthelf legte ihm seine dem Freund noch nicht bekannten Schriften bei, obschon seine Frauen ihn auslachten, es sei «alter Grümpel oder lokales Zeug»: den «Dursli», die «Wassernot im Emmental», die «Armennot», eine Predigt und den «Neuen Berner Kalender», den er seit kurzem redigierte. Von der «Wassernot» und der «Armennot» schickte er mehrere Exemplare zum Verteilen nach Gutdünken, von der Predigt ein zweites zur allfälligen Weitergabe «nebst ehrerbietiger Empfehlung» an den Antistes, sofern es nicht anmaßlich wirke. Offenbar war in Basel auch von seinen Schriften in einer Weise gesprochen worden, die ihm die Erinnerung an diese Tage teuer machte. Noch im November leuchteten die «Freuden in Basel» so stark nach, daß sie ihm die Worte entlockten:

³⁹ «Verhandlungen» 8.

⁴⁰ 5, 157.

«So ein städtischer Verkehr ist schön und es kömmt mich manchmal an, als möchte ich auch in einer Stadt sein, besonders Nachmittags von eins bis vier, in der Einsamkeit wird gar zu gerne der Ideengang träge und deren Kreis eng und bis zum Munde schlafen sie ein oder gefrieren, daß man sie gar nicht raus bringen kann⁴¹.» Das heißt bei Gotthelf viel, auch wenn er fortfährt: «Wenn ich dann aber wieder ganze Morgende ungestört an meinem Kamin sitzen kann, keine Sitzungen, keine Kommissionen mich plagen, meine Emmentaler Pomade nicht gestört wird durch bedenkliche Konvenienzen aller Art, dann tauschte ich doch nicht.» Einen Nachglanz davon enthält auch die Jahreschronik des nächsten Kalenders, die unter dem September berichtet, wie überall die Gesellschaften zusammengelaufen seien — «nach Basel die Gemeinnützigte, wird am letzten Ort wahrscheinlich gesucht haben, zu der Sorte Kümi zu kommen, die man in Basel hat; wäre nicht dumm. In Basel ist aber noch mehr als Kümi, sind auch noch Manne dort und sonst gute Leute, lassen sich nur nicht gerne den Verstand machen, sondern haben ihn lieber selbst. Ist allweg am commodsten⁴².» Noch im Frühling darauf träumt Gotthelf von Basel, und es ist bezeichnenderweise ein Angsttraum, in dem seine Fremdheit innerhalb der Basler Mauern die Oberhand gewinnt. Er quält ihn nach der Lektüre einer frostigen Leichenpredigt von Pfarrer Laroche, den er auch kennen gelernt hatte. «Eine Folge davon war, daß ich diese ganze Nacht mich in Basel herumtrieb, in Kleinbasel einquartiert war, den Heuberg nicht finden konnte, aber zu Herr Laroche geriet und dort ein Habermus aß, ich sehe die Stube noch, es war aber keine von denen, die ich sah. Eine Tochter von ihm fiel mir besonders auf mit ausgezeichnet schönen dunkeln Augen und regelmäßigem, länglichem Gesichte. Von dort trug ich ein totes Mädchen einen Berg auf und geriet dort in das Haus eines Herrn Merian, deren ich keinen kenne . . . Überall auf meinen Irrwegen stieß ich auf den Rhein, der groß, trüb und wild

⁴¹ ebda. 165.

⁴² XXIII. 365.

in ganz ebenen Ufern dahinflöß und mir beständig Gefahr brachte. Es war ein besonders klarer, aber unheimlicher Traum, besonders noch durch eine Menge kleiner Umstände und namentlich durch ein beständiges Verirren und Versäumen der rechten Stunde ⁴³.»

Seit diesem Besuch stand Gotthelf für einige Jahre mit Hagenbach in einer literarischen Beziehung, für die es bei ihm kein Seitenstück gibt. Sie sandten sich gegenseitig ihre neuen Publikationen, und er bedachte auch andere Glieder von Hagenbachs Familie mit Geschenkexemplaren. An dem vielbeschäftigten Professor selbst hatte er allerdings keinen sehr eifrigen und urteilsfähigen Leser. Dieser entschuldigte sich immer wieder mit Zeitmangel und ließ es, auch wenn er endlich zur Lektüre gekommen war, bei recht konventionellen, manchmal trivialen Worten bewenden. «Geld und Geist» nannte er «ein echtes Genrestück», das ihn «sehr gefreut» habe, die «Schwarze Spinne» hielt er für eine Entgleisung ins Belletristische, womit er allerdings in guter Gesellschaft war und sogar Gotthelfs — doch wohl nicht ganz echte — Zustimmung fand. Eine solche Entgleisung wäre es sicher geworden, wenn dieser seinem Rat gefolgt wäre, den barocken Oberländer Mystiker Samuel Lutz, dessen Mutter aus Lützelflüh stammte, zum Helden einer Novelle zu machen ⁴⁴. Gotthelf war sich des weiten literarischen Abstands, der ihn von Hagenbach trennte, klar bewußt. Er ließ die Einladung zur Mitarbeit an einer «Weihnachtsgabe» des literarisch beflissenen Basel zu Gunsten des niedergebrannten Hamburg auf sich beruhen, weil seine «vierschrotige Prosa zwischen den schlanken eleganten Gestaltungen» merkwürdig, ja als Anmaßung gewirkt hätte ⁴⁵. Hagenbach seinerseits spricht in seinen Lebenserinnerungen ⁴⁶ — allerdings als alter Mann — von Gotthelf so kühl und beiläufig, ohne Ergriffenheit und Sinn für seine Größe, daß man auch

⁴³ 5, 307 f.

⁴⁴ 5, 197. Ueber Lutz handelt Hagenbach in seinen «Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation» V. 188 f. (1842).

⁴⁵ 5, 257.

⁴⁶ 392 f.

ihn vom Dichter weit entfernt sieht. Und doch hat er dem Prüfstein des tieferen Gotthelfverständnisses standgehalten, als er sich dagegen wehrte, daß der Schweizer mit Berthold Auerbach gleichgestellt oder ihm gar nachgestellt wurde. An diesem Vergleich schieden sich schon damals die Geister, mit der Klarstellung des grundsätzlichen Unterschieds zwischen dem «volkstümlichen» Salonschriftsteller und der Kraft Gotthelfs eröffnete Gottfried Keller die erste seiner Gotthelfrezensionen. Hagenbach erzählt, er habe sich bisweilen mit Wackernagel über das Rangverhältnis der Beiden gezankt, weil dieser den Verfasser der «Schwarzwälder Dorfgeschichten» hoch über Bitzius stellte. «Mir sagte nun gerade das Naturwüchsige von Bitzius zu, und selbst über seine Unflätereien konnte ich mich wegsetzen; sie waren nach dem Leben gezeichnet; dagegen kamen mir die Sachen von Auerbach bei allem Talent, das sich in ihnen verrät, und bei der vollendeten Kunstform doch als gemacht vor (wie Bauern auf dem Theater) ⁴⁷.» Das ist gewiß auch keine erschöpfende Charakteristik und reicht nicht an das Urteil heran, das Wackernagels Lehrer Jacob Grimm im Vorwort zum «Deutschen Wörterbuch» über den Genius Gotthelfs aussprach. Aber es ist doch überraschend sicher empfunden, und so hat es doch seinen guten Grund, daß von diesem Genius ein Licht auf den Basler Theologen fällt.

Denn dieser hat das Verdienst, bei einem Meisterwerk seines Freundes unmittelbar entscheidende Hilfe geleistet zu haben. Gotthelf war von der Berner Sanitätsdirektion eingeladen worden, eine aufklärende Broschüre gegen das Unwesen der Quacksalberei zu schreiben. Er kannte dieses alte Übel im Berner Volksleben sehr wohl und brauchte im Grund die Berge von Untersuchungsakten nicht, die ihm die Behörde zur Verfügung stellte, weil er die Sache selbst beobachtet hatte und von ihr geheimnisvoll angezogen wurde. Was ihm noch fehlte, war der höhere Standpunkt, von dem aus sie zu beurteilen war. Nun «beschämte» ihn Hagenbach zum Dank für jenes Bücherpaket mit einem «überreichen Geschenk ⁴⁸», unter dem sich offenbar auch die bisher erschienenen Bände seiner

⁴⁷ ebda. 393, vgl. Vetter 99.

⁴⁸ 5, 163.

Kirchengeschichte befanden. Denn im folgenden Frühling schreibt er ihm: «Ich las, so viel mir möglich war, in Deiner Reformationsgeschichte und schöpfe da wie aus einem Schatze. Die tiefe und doch so klare Auffassung sowohl der Männer als der Richtungen gab manch Verständnis, schloß manche neue Ansicht in mir auf, legte mir ganz besonders zu einem kleinen Büchlein, welches ich diesen Sommer vielleicht schreiben werde, eine eigentümliche Basis. Ich wurde nämlich aufgefordert, ein Büchlein zu schreiben über die medizinische Pfuscherei von Staatswegen. Ich hatte erst nicht Lust anzubeißen. Du aber machtest mir Lust dazu, denn Du machtest mir klar, daß der Hang des Landmanns zu Pfuschern weit tiefer liegt als man meist glaubt, daß er eine religiöse Quelle hat auf der einen Seite und durch frivole Ärzte auf der andern Seite verschuldet wird. Möglicherweise aber geht mir beim medizinischen Teil der Atem aus, dann laß ichs bleiben⁴⁹.» Das ist nichts Geringeres als der Grundgedanke des «Anne Bäbi Jowäger». Die Worte beziehen sich auf die fünfte Vorlesung im ersten Band der Reformationsgeschichte, die den katholischen Volksglauben des Mittelalters behandelt⁵⁰. Hagenbach verbreitet sich darin über das Verhältnis von Glauben, Aberglauben und Unglauben und unterscheidet zwei Formen des Aberglaubens: den echten, der als volkstümliche Abart des Glaubens entstehe, und den gefährlichen, der eine Form des Unglaubens sei. Die Kirche habe in ihrem Niedergang die Geister zu tyrannisieren begonnen und damit die natürliche Einheit von Glauben und Aberglauben zerstört. «Jetzt treten sich Aberglaube und Unglaube in widriger Entzweiung entgegen und streiten sich um die Herrschaft im einzelnen Herzen, wie im Herzen des Volkes. Beide sind die verwandten, aber sich abstoßenden Pole eines von Gott entfremdeten Lebens. Der eine Pol berührt in der Regel mehr die obern Regionen der menschlichen Gesellschaft, der andere ist der Masse zugekehrt⁵¹.» Auf dieser Unterscheidung beruht die Konzeption von Gotthelfs Pfuscherroman, sie liegt sowohl seiner Darstel-

⁴⁹ 5, 204 f.⁵⁰ I. 86 f.⁵¹ ebda. 88.

lung des abergläubischen Volkes wie der ungläubigen Ärzte zugrunde. «Der Glaube ist dem Menschen angeboren; scheint aber Gottes Sonne nicht hinein, so spuckt der Teufel darein⁵².» Jene Dankesworte gehen bereits über Hagenbachs Sätze hinaus und zeigen, wie Gotthelfs Phantasie die Frage vom theologischen Boden auf den medizinischen überträgt. Die wissenschaftliche Formel gab ihm Klarheit über ein ihn tief beschäftigendes Problem und wurde für sein Denken bestimmend. Die Überzeugung, daß Aberglaube und Unglaube Entartungsformen des Glaubens seien, kehrt fortan in seinen Werken als Grundmotiv in immer neuen Abwandlungen wieder. Sie liegt auch dem Buch von der einfältigen Großmutter Käthi zugrunde, die trotz ihrem Aberglauben in Gottes Hut steht, während ihr mißratener Sohn dem modernen Aberglauben an Zeitungen und Parteischlagworte verfällt. Noch der «Geltstag», die «Käserei» handeln im Grund davon, «daß des größten Unglaubens nächster Nachbar der größte Aberglaube sei⁵³», «daß mit Verdüsterung des wahren Glaubens der Aberglaube alle Tage zunimmt⁵⁴».

Diese Vorgeschichte des «Anne Bäbi Jowäger», das mit seinen philosophischen Gesprächen zwischen Arzt und Pfarrer in Gotthelfs Schaffen ein Unikum ist, illustriert am schönsten, was ihm die Freundschaft mit Hagenbach bedeutete. Bern lieferte ihm den Stoff, Basel den erleuchtenden Gedanken zu einer dichterischen Vision, die nur er so zu gestalten vermochte. Auch dieses Werk quittierte Hagenbach freilich mit den wenig-sagenden Worten: «Und nun fällt mir erst aufs Gewissen, daß ich Dir für Dein allerliebstes Annebäbi und das Doppel noch nicht einmal einfach, geschweige doppelt gedankt hätte, und dreifach, wie es es verdient. Ich habe es auf *einem* Sitz gelesen und mich wie am Frühern ergötzt; das ist wieder original⁵⁵.» Später meldete er noch, daß er sich die schon gelesenen Kapitel von seiner Frau gern noch einmal vorlesen lasse⁵⁶. Das dürftige Echo ist hier noch auffälliger, weil er in Erwartung des

⁵² V. 243. Vgl. meine Einleitung zum «Anne Bäbi» im 6. Band der Basler Gotthelf-Ausgabe (Verlag Birkhäuser).

⁵³ VIII. 136. ⁵⁴ XII. 443. ⁵⁵ 5, 325.

⁵⁶ ebda. 357.

«Doktorbüchleins» geschrieben hatte, er freue sich darauf mehr als auf manche Doktordissertation, und sich dabei zu dem merkwürdigen Erguß hatte verleiten lassen: «Der Doktorhut soll Dir dafür auch nicht fehlen; Freund Miescher, der jetzt Rector magnificus geworden, könnte wohl bei dem Ordine gratoso so etwas auswirken, das sein Rektorat wichtig machte, wenn ein gewisser Jeremias Thealexius (oder wie wir sonst den Gotthilf gräzisieren wollen) beati Samuelis Lucii successor apud Lucelomontanos oder -fluenses summum gradum kapesierte. Das gäbe eine artige Mystifikation; doch wir wollen erst ruhig die Acta abwarten⁵⁷.» Man hat daraus geschlossen, Hagenbach habe sich um die Verleihung des Ehrendoktors an Gotthelf bemüht, sei aber mit diesem Vorschlag nicht durchgedrungen⁵⁸. Eine solche Ehrung wäre gewiß des geistigen Zusammenspiels würdig gewesen, dem der große Ärzte- und Pfarrerroman seine Entstehung verdankt. Mit den «Acta» sind die Publikationen des Kandidaten gemeint, die zu einem solchen Antrag an die Fakultät gehören, in diesem Fall das «Anne Bäbi Jowäger», dessen erster Band ein Vierteljahr später, im März 1843, herauskam. Die Schlußworte bedeuten also: wir wollen erst ruhig das Erscheinen des Buches abwarten. Die Lektüre wird Hagenbach dann von seinem spielerisch geäußerten Plan abgebracht haben. Darin zeigte sich die Grenze seines Verständnisses, in einem tieferen Sinn war es aber doch rich-

⁵⁷ 5, 271. Die lateinischen Worte, die Gotthelf als «des seligen Samuel Lutz Nachfolger bei den Lützelflühern» bezeichnen, umspielen die Laudatio des Doktordiploms.

⁵⁸ Vetter 98, Anm. 37. Vetter schreibt das Mißlingen dem Widerstand Wackernagels zu, der Gotthelf nicht schätzte und wegen seiner Ausfälle auf die Deutschen in der Schweiz schlecht auf ihn zu sprechen gewesen sei, was allerdings Hagenbach in seiner Selbstbiographie erzählt, aber ohne die Ehrenpromotion zu erwähnen. Der «Ordo gratosus» war jedoch in der damaligen Basler Universitätsprache die medizinische Fakultät, wie mir Herr Dr. Andreas Staehelin versicherte. Auch der Hinweis auf Miescher zeigt, daß Hagenbach hier an eine medizinische Ehrenpromotion dachte. Die Protokolle der medizinischen Fakultät enthalten nichts über sie, wie Herr cand. phil. Alfred Gaß festgestellt hat, so wenig wie die täglichen Notizen Hagenbachs in seinem Schreibkalender.

tig. Geister von Gotthelfs prophetischer Opposition gegen die Welt pflegen keine weltlichen Ehrentitel zu empfangen, sein Doktorhut wäre tatsächlich eine «Mystifikation» gewesen. Er selbst kann die Anspielung seines Freundes nicht ernst genommen haben und wird auch kaum eifersüchtig geworden sein, als im Jahr 1844 statt seiner ein harmloserer Dichterpfarrer, sein Freund Abraham Emanuel Fröhlich, in Basel zum Ehrendoktor promoviert wurde.

Wohl aber waren auch negative Anstöße von außen imstande, ihm eine unvergängliche Leistung zu entlocken. Einem solchen Anreiz verdankt «Uli, der Pächter» das Leben, und auch dieser Stachel hatte mit Basel zu tun. Dort befand sich eine Hochburg des Pietismus, der Gotthelf in der Seele zuwider war, und die ständigen hämischen Angriffe, die Pfarrer Adolf Sarasin im bigotten «Volksboten» gegen ihn richtete, waren der Wermutstropfen in seiner Freundschaft mit der Stadt am Rhein. Daß er ihn nicht bitter empfand, rührte vielleicht auch ein wenig davon her, daß er sich nach dieser Seite von Hagenbach gedeckt wußte. Sarasins Verunglimpfung von «Uli, der Knecht» konnte nicht schöner abgetan werden als mit dessen Wort: «Er wollte eben nur wissen, wie Uli selig, nicht wie er glücklich wird ⁵⁹!» Sicher hatte Gotthelf aber in erster Linie sie im Auge, als er kurz darauf über den «Uli» an Reithard schrieb: «Scharfe Kritiken von pietistischer Seite, welche denselben unchristlich finden, reizten mich zu einem zweiten Teile, an den ich früher nicht gedacht hatte, und wenn mir diesen Sommer durch Zeit wird, so setze ich mich dahinter ⁶⁰.» Die Zeit dazu wurde ihm allerdings erst Jahre später.

Der Briefwechsel mit Hagenbach ^{60a} ist das schönste Zeugnis und die wichtigste Quelle für Gotthelfs persönliche Beziehung

⁵⁹ 5, 196. Im «Anne Bäbi» wird dem selbstgerechten «Christlichen Volksboten von Basel» im Vorbeigehen eins ausgewischt: VI. 213.

⁶⁰ 5, 207. — ^{60a} Er wurde zuerst von Ferdinand Vetter herausgegeben und im Auftrag der Berner Hochschule «Der Universität Basel zur vierhundertfünfzigjährigen Jubelfeier, 24. Juni 1910» gewidmet (Basel 1910, von mir als «Vetter» zitiert). Meine Ausführungen stützen sich stellenweise auf die Anmerkungen dieser Ausgabe, die jetzt durch die Gesamtausgabe von Gotthelfs Briefen überholt ist.

zu Basel. Durch diese Korrespondenz blieb er bis zu seinem Tod in Verbindung mit der Stadt, erfuhr er manches über die dortigen Ereignisse und Personen, manches für ihn als Autor Erfreuliche. Sein erster Besuch hatte ihn auch in einige Privathäuser geführt, und besonders in Hagenbachs Familie blieb er als Dichter in Ehren. Am Abend nach jener Eisenbahnfahrt war er bei Hagenbachs ältester Schwester Gritli zu Gast, die mit dem Baumeister Stehlin verheiratet und das Muster einer kultivierten, künstlerisch begabten, aber zugleich patriarchalisch im Hause waltenden Baslerin war; man kam damals «spät nachhaus⁶¹». Schon anfangs Februar 1842 schreibt Hagenbach dem Freund von einem Lesekränzchen «mit Frau, Schwestern, Schwägerinnen, Schwägern etc.», in dem der «Silvestertraum» gemeinschaftlich gelesen werde. Aus seiner Selbstbiographie erfährt man, daß da zuerst Rückert, dann Jean Paul im Kurs waren, bis dieser durch «die Schriften von Jeremias Gotthelf verdrängt⁶²» wurde. Das ist das erste nachweisliche Beispiel jener schwer festzustellenden, aber nachhaltigen Aufnahme von Gotthelfs Werken, die fortan seine unverwüsthliche Volkstümlichkeit ausmachte und echter, dauerhafter war als sein literarischer Tagesruhm, der später eine kurze Zeit lang in Berlin ausposaunt wurde. Es muß schon damals in Basel noch viele andere Verehrer seiner Bücher gegeben haben. Als ihn Hagenbach im Dezember 1843 vertraulich um eine Äußerung über den Burgdorfer Turnlehrer Spieß bat, den man an das Gymnasium holen wollte (und auch wirklich holte), fügte er als Mitglied der Inspektion hinzu: «Es wird meine H. Kollegen freuen, wenn ich ihnen etwas Sattes aus Deiner Feder vorlegen kann (dann würde ich Dich ja auch nennen dürfen?)⁶³.» Und beim Tod seines Vaters, eines in den großen Dichtern belesenen Arztes, schrieb er ihm: «Du hast durch Deine Schriften vieles beigetragen, ihm sein Alter zu erheitern

⁶¹ Taschenkalender 1841, 30. September. Ueber die Schwester Gritli: Selbstbiographie 328 und mündliche Mitteilungen von Prof. Werner Kaegi.

⁶² Selbstbiographie 327 f., 392; vgl. Vetter 97.

⁶³ 5, 365.

und hattest an ihm gewiß einen der empfänglichsten und, ich darf wohl sagen, verständigsten Leser, der eben die Eigentümlichkeiten Deiner Schöpfungen aus dem Grunde zu würdigen wußte; selbst gewohnt, mit dem Volke viel zu verkehren, kannte er das Terrain, und selbst in hohem Grade mit Witz begabt, verstand er auch die feinern Beziehungen, die denen entgegen, welchen die Natur diese Ader versagt hat. Laß Dir also für alles die Hand drücken von Freundes wegen ⁶⁴.» Daß Gotthelf in Basel seit den frühen vierziger Jahren eine Gemeinde besaß, geht auch daraus hervor, daß seine Schriften in der «Basler Zeitung» so regelmäßig wie die keines andern Autors annonciert wurden. Nach seinem frühen Tod sagte Hagenbach in seinem an den Sohn gerichteten Kondolenzschreiben: «Wenn ich nur auf meine nächsten Umgebungen sehe, wie erschütternd hat da auf so Viele die Nachricht gewirkt, daß der von ihnen so geliebte und geschätzte Mann nicht mehr unter den Lebenden sei ⁶⁵.»

Zu dieser Gemeinde gehörten auch der aus dem Emmental stammende Medizinprofessor Friedrich Miescher und namentlich seine Gattin Antonie, die in jener «Weihnachtsgabe» für Hamburg mit Gedichten vertreten war ⁶⁶. Der stille, tief empfindende Miescher war ein so guter Liebhaber der Musik, daß er in den Münsterkonzerten des Gesangvereins gelegentlich als Baritonsolist hervortrat. Antonie erwähnt in ihren handschriftlichen Erinnerungen, daß er ihr und ihrer Mutter während der Verlobungszeit «Geld und Geist» vorgelesen habe ⁶⁷. Seine Brüder hatten in Burgdorf jene erste, vorbildlich sozial eingerichtete Flachsspinnerei gegründet, die Gotthelf die Anregung zu der prachtvollen Kalendergeschichte «Marei, die Kunderspinnerin, und ihr Tröster» gab ⁶⁸. Eine Schwester Mieschers war mit einem der Brüder Geißbühler, der Inhaber der Bleiche in Lützelflüh, verheiratet, mit denen der Dichter auf vertrau-

⁶⁴ Vetter 73.

⁶⁵ ebda. 90.

⁶⁶ Zum Folgenden vgl. Ed. His, *Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts* 136 f. (1941).

⁶⁷ Vetter 101.

⁶⁸ XXIII. 181 f.

tem Fuß stand und denen er seine Manuskripte zu lesen gab, weil er sie als Kenner des Volkes schätzte⁶⁹. In der Osterzeit 1843 — er war damals Rektor der Universität — besuchte Miescher mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise diese Schwester, die als stattliche Bäuerin in Gotthelfs Nachbarschaft lebte, und kam bei dieser Gelegenheit auch mit Gotthelf zusammen. Am Sonntag nach Ostern wohnten die Mieschers mit dem Ehepaar Geißbühler dem Gottesdienst bei; am Nachmittag kam Pfarrer Bitzius zu Geißbühlers hinüber und führte nach einer lebhaften Unterhaltung die Basler Gäste, gewiß auf ihren Wunsch, nach Waldhaus hinaus, das ihm bei «Geld und Geist» als Schauplatz vorgeschwebt habe. Von den zahlreichen Lokalisierungen seiner Werke ist dies die einzige verbürgte, man verdankt sie der Basler Verehrerin. Die Schilderung dieses Besuches aus Antonie Mieschers Feder ist eines der intimsten Bildnisse, die von Gotthelf überliefert sind, und das wertvollste Porträt Gotthelfs auf der Kanzel⁷⁰. Einer Basler Freundin schilderte sie brieflich den Schwager Geißbühler als klassischen Emmentaler Bauernkopf: «Er erscheint, als bloßer Landmann, auf den ersten Anblick äußerst schlicht, fast bis zur Einfalt. Seine unbeweglichen Züge und sein starres Auge, seine langsame einfache Rede lassen auf eine gewisse Unbeholfenheit im Denken und Handeln schließen. Allein da wird sich wundern, wer solches Urteil vorschnell über den Mann fällt! Sobald er ein bißchen erwärmt und auftauft, in gemütlicher Gesellschaft, so entwickelt er einen so köstlichen Humor, ein so treffend schalkhaftes Urteil, so viel Kenntnisse und Bildung, daß sich mancher unserer Herren vor ihm schämen müßte, indem er nicht imstande wäre, dem einfältigen Landmann die Schuhriemen aufzulösen. Gestern Abend war er ausgezeichnet lustig. Bruder Christian und Susette kamen auch von Burgdorf herüber. Diese Vereinigung lieber Verwandten in seinem Hause vergnügte und begeisterte den Schwager dermaßen, daß

⁶⁹ C. Manuel, Albert Bitzius 157 (1856).

⁷⁰ Abgedruckt bei Vetter 100 f., darnach wieder in «Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit, Erinnerungen von Zeitgenossen», herausgeg. von W. Muschg (Sammlung Klosterberg, Basel 1944).

er überströmte von witzigen Einfällen und wunderseltsamen Anekdoten, am Ende noch gar ans Klavier saß, sang und spielte, bis die ganze Gesellschaft einstimmte und in Eintracht und Harmonie bis in die Nacht beieinanderblieb ⁷¹.»

Die Sätze verraten, daß diese warmherzige, temperamentvolle Baslerin mit offenen Augen in Gotthelfs Welt eintrat ⁷². Sie fühlte sich stolz als Enkelin von Peter Ochs und hatte das Blut unruhiger Eltern in sich, das sie mit dichterischen Plänen bedrängte. Als einstige Schülerin Vinets und Wackernagels lebte sie in der Lektüre Dantes, Shakespeares, Racines, Klopstocks und Schillers, sprach mehrere Sprachen und interessierte sich spontan für alles Bedeutende. Ihr Haus war in der Folge jahrzehntelang ein Mittelpunkt der Basler Geselligkeit, wo sich ein großer Freundeskreis zu gemeinsamem Lesen und Musizieren versammelte. Auch diese eigenwillig originelle Patrizierin tat sich als nie versagende Gelegenheitsdichterin hervor, und es lag später eine leise Trauer über ihr, weil sie wußte, daß ihre poetischen Träume trotz zahlreicher Versuche — lyrischer Gedichte, Übersetzungen der Sonette von Vittoria Colonna, Erzählungen und Trauerspiele — unerfüllt blieben. Damals in Lützelflüh waren ihre Hoffnungen noch ungebrochen, und ihre Äußerungen über den Besuch erlauben den Schluß, daß ihr die Begegnung mit Gotthelf unvergeßlich blieb. Seine Predigt begeisterte sie, sie schreibt in jenem aus Lützelflüh datierten Brief: «Mein Mann, der nicht leicht von einer Predigt vollkommen erbaut und befriedigt wird, mußte mir gestehen, ja dies sei nun ein Prediger nach seinem Sinn und Herzen! Und allerdings, wer in einer Erbauungsrede Tiefe des Gedankens und Reichtum des Gemütes suchte und verlangt, der fand diese herrlichen Schätze in dieser Predigt aufs erquicklichste, in der einfachsten, natürlichsten und doch so hochpoetischen Form entwickelt. O wenn ich doch jeden Sonntag einen solchen Pre-

⁷¹ Brief an Emilie Burckhardt vom 24. April 1843, im Besitz von Frau Dr. E. Miescher-Gemuseus in Basel, die mir diese Familienpapiere liebenswürdig zur Verfügung stellte.

⁷² Das Folgende nach Mitteilungen ihres Enkels, Herrn Leonhard Miescher-Riggenbachs in Genf.

diger hören könnte, ich meinte, ich käme um ein halbes Leben früher in den Himmel.»

Im Sommer 1843 sahen sich Hagenbach und Gotthelf an einer Versammlung in Aarau wieder. Erst vier Jahre später kam es endlich zu dem Besuch Hagenbachs im Emmental, zu dem er wiederholt eingeladen worden war. Die freudige Spannung der ersten Freundschaft mit ihm hielt nicht vor, mit der Zeit gingen die Briefe seltener zwischen Lützelflüh und Basel hin und her. Das lag an Gotthelfs unliterarischer Natur, die längst sicher und unerbittlich auf sich selbst stand, es lag aber auch am Unterschied der Temperamente, und auch ein gewisser Gegensatz der Anschauungen machte sich auf die Dauer geltend, den Gotthelf schon 1844 in die behutsamen Worte kleidete: «So wie mir vorkömmt, sind wir beide im Wesen nicht weit auseinander, wir wollen nicht viel anderes, nur gehört Du unter die Grenadiere, ich unter die Tirailleurs⁷³.» In ihm, dem auf Vorposten Kämpfenden, dem ausgesprochenen Antipoden akademischer Zurückhaltung, vergrößerte sich der Abstand zum professoralen Freund bald wieder; das Fremdgefühl, das er früher nur geträumt hatte, kam nun gelegentlich zum Vorschein. Hagenbach veröffentlichte 1845 in seinem «Kirchenblatt» eine Besprechung von Gotthelfs Kalender, auf die er ihn schonend vorbereitete, da er sie nicht gut habe ablehnen können. Sie ärgerte den Besprochenen nicht nur wegen ihres Tadels über seine derbe Schreibweise, sondern weil sie in seinen Augen sachlich unrichtig war. Schlimmer war das Intermezzo von 1849, als Gotthelf die Richtigstellung eines irreführenden Referats über seine Präsidialrede vor der Berner Predigergesellschaft verlangte und Hagenbach diesem Wunsch nicht entsprach. Gotthelf antwortete ihm erbittert: «Schließlich noch eine Frage an den Herrn Professor und eine Bitte an den Freund. Herr Professor, wenn ich jemand sage, Du bist schuld an diesem Hagelwetter, oder aber, in diesem Hagelwetter suche Deine Züchtigung und nicht die Anderer, ist da in diesen zwei Ansprüchen nicht ungefähr der Unterschied wie zwischen

⁷³ 6, 52.

Sinn und Unsinn? Den Freund möchte ich dagegen bitten, dem Redaktor des Kirchenblattes mein Begehren mitzuteilen, daß mein Name im Kirchenblatt nie mehr genannt werden möchte. Es ist das zweite Mal, daß ich darin verletzt, Berichtigung mir nicht vergönnt wird. Es kann dem Blatt und der Welt ganz gleichgültig sein, sage ich Sinn oder Unsinn, zitiere ich falsch oder recht, das begreife ich ganz gut und möchte niemand zumuten, deswegen ein Haar zu krümmen, sondern bloß, keine Notiz mehr von mir zu nehmen, das ist noch viel leichter ⁷⁴.» Hagenbach replizierte gewinnend: «Habe ich eine Ohrfeige verdient, so gib sie mir und nicht dem Blatte. Hinwiederum bitte ich, daß der Jeremias Gotthelf und der Albert Bitzius als die *eine* Person mir mögen in alter Liebe und Freundschaft gewogen bleiben ⁷⁵.» Hier war der Punkt berührt, wo Gotthelf dem baslerischen Wesen gegenüber Vorbehalte machte. Es war die diplomatische Vorsicht in Fragen, in denen er eine klare Entscheidung für notwendig hielt.

Das Merkwürdigste an seiner Beziehung zu Basel ist, daß sich in ihr sein Verhältnis zu Bern ins Gegenteil verkehrt. Als Berner war er der heftigste, unversöhnlichste Gegner der kantonalen Hauptstadt mit den «sitzenden Legionen» ihrer Schreiber, mit ihrer verhaßten radikalen Hochschule und ihrer vorwärtstreibenden modernen Unruhe. Als halb verbauerter und weltungewandter Dorfpfarrer verherrlichte er die im Herkommen ruhende Welt der Bauern auf Kosten des fortschrittlichen, vom «Zeitgeist» ergriffenen Bürgertums. Wie alle echten Landmensen konnte er im städtischen Treiben nur eine Karikatur des Menschenlebens sehen, die ihn zum Spott und zu burlesken Satiren reizte. «Es ist ein eigener Zug», sagt er auch in «Jakobs Wanderungen», «der immer mehr die Leute in die Städte zieht; dort sei der rechte Verkehr, heißt es, dort sei das rechte Leben. Das ist wohl nur eine Täuschung, vielleicht nichts als der Instinkt eines unglücklichen Geschlechtes, weil im Wirbel einer Stadt die Jämmerlichkeit der Persönlichkeiten, ihr jämmerlicher Untergang am leichtesten zu verbergen ist,

⁷⁴ 7, 263 f.

⁷⁵ ebda. 268.

weil im Wirbel der Stadt das Glück ein Zufall scheint, während im stillen Lande augenscheinlich nur die persönliche Tüchtigkeit sich Bahn bricht, Ruf und Geld erwirbt ⁷⁶.» Als Freund Basels sprach er anders, da äußerte er sich immer wieder rühmend oder doch respektvoll. Wie kam er dazu, gerade dieser am meisten städtischen Stadt der Schweiz so offensichtlich Ehre anzutun? Es kam daher, daß die Verteilung der politischen Kräfte in Basel das genaue Gegenteil der Verhältnisse auf Berner Boden war. In Bern stand die radikale Hauptstadt siegreich einer konservativen Landschaft gegenüber, in Basel war die konservative Stadt der revolutionären Landschaft unterlegen. Diese Stadt war der vornehmste überwundene Gegner im Triumphzug des eidgenössischen Radikalismus, sie litt unter ihm wie keine andere. Isoliert und verwundet wie sie war aber auch Gotthelf, seitdem er als Gegner des Zeitgeistes auf den Plan getreten war. Er sympathisierte mit der ins Unrecht gesetzten Stadt als seiner Schicksalsgenossin, die als eidgenössischer Stand dasselbe erlebte wie er als Einzelner, deren tapferer Stolz im Hinnehmen ihres Schicksals für ihn ein Trost war. Natürlich hätte er auch mit ihr nicht in Frieden leben können, wenn er in ihrer Nähe gewesen wäre. In der Ferne aber gab ihm, dem Einsamen, der Gedanke an sie das Gefühl der Schicksalsgemeinschaft, so daß er immer wieder für sie und gegen die von ihr abgefallene Landschaft Partei ergriff. Dazu kam, daß seine Sympathie erwidert wurde. In Basel, wo nie ein großer Dichter aufgestanden ist, wußte man dafür zu Zeiten einen Dichtergast still ins Herz zu schließen, und zwar mit Vorliebe ein so lauterer Naturkind, wie Johann Peter Hebel eines war. Auch in Gotthelf liebte man hier wieder einen Dichter der literaturfernen, naturhaften Menschlichkeit. Das war der andere scheinbare Widerspruch in diesem Verhältnis, das noch einmal das von Stand zu Stand pulsierende Leben der alten Eidgenossenschaft mit ihrem fruchtbaren Ausgleich zwischen Bauerntum und Bürgertum bewies. Gotthelfs ganzes dichterisches Schaffen ist ja ein Ausbruch voreidgenössischen,

⁷⁶ IX. 22.

kantonalen Denkens und Empfindens. Dieser Dichter trat in dem Augenblick hervor, wo dem altschweizerischen Denken der Untergang drohte. Auch seine Liebe zu Basel stand im Zeichen der schweren Stürme, die damals über der Schweiz heraufzogen und ihre Existenz in Frage stellten.

Das scheinbar Paradoxe dieser Liebe konnte Gotthelf nicht verborgen bleiben. Sein zweiter Besuch in Basel stand unter dem Eindruck der sich verschlimmernden Krise. Er reiste im Sommer 1844 an das eidgenössische Schützenfest, das mit der Vierhundertjahrfeier zur Erinnerung an die Schlacht von St. Jakob zusammenfiel⁷⁷. Dieses doppelte Fest war als Akt der Versöhnung zwischen Basel und der Eidgenossenschaft gedacht. Seit 1830 hatte die Basler Fahne an den alle zwei Jahre stattfindenden eidgenössischen Freischießen demonstrativ gefehlt, erst 1840 war sie in Solothurn wieder erschienen und laut willkommen geheißen worden. Der Versöhnungsgedanke wurde aber durch die beunruhigenden Ereignisse dieser Jahre getrübt: die Annäherung der katholischen und protestantischen Konservativen, die von Luzern betriebene Berufung der Jesuiten, den Antrag des Aargauer Großen Rates auf Ausweisung dieses Ordens und den blutigen Zusammenstoß zwischen «alter» und «junger» Schweiz im Wallis, bei dem die Radikalen geschlagen wurden. Das Basler Fest geriet mitten in die leidenschaftliche Erregung über diese Anzeichen des Bürgerkriegs. In Basel selbst stand die Regierung dem Ereignis ablehnend gegenüber, die altbaslerischen Kreise versuchten das Festfieber der Radikalen vergeblich zu dämpfen und mieden den Schauplatz der eidgenössischen Verbrüderung, die hier so hohe Wellen schlug wie noch nie. Die freisinnigen Führer der ganzen Schweiz bestiegen die Rednertribüne des riesigen Festzeltes auf der Schützenmatte, alle sprachen von den Jesuiten, vom

⁷⁷ Vgl. zum Folgenden den Vortrag Emil Dürs «Das eidgenössische Schützenfest von 1844 in Basel in der Beurteilung Jeremias Gotthelfs, Jacob Burckhardts und Gottfried Kellers» (Neue Schweizer Rundschau 1937, Heft 6/7), sowie den Aufsatz Gustav Steiners «Der grüne Heinrich auf dem eidgenössischen Freischießen zu Basel im Jahre 1844» (Basler Jahrbuch 1950).

Walliser Bruderkrieg, dessen Ausgang die Radikalen aufs äußerste reizte, gegen die Pfaffen und Aristokraten, und es fielen Worte vom «heiligen Krieg» gegen die schwarzen Mächte der Reaktion. Hinterher setzte sich allerorts die Überzeugung durch, daß in den bewegten Tagen dieses bisher größten schweizerischen Volksfestes der Gedanke der Freischarenzüge ausgeheckt worden sei, die das Rad des eidgenössischen Bürgerkriegs ins Rollen brachten. Ratsherr Andreas Heusler verwahrte sich in seiner «Basler Zeitung» feierlich dagegen, daß man es als «Bluthochzeit» verleumde, aber die Schilderung, die Gottfried Keller, damals der lyrische Trommler der Zürcher Freisinnigen, im «Grünen Heinrich» von ihm gab, bestätigte diesen Verdacht. Die Jesuiten, heißt es dort (in der ersten Ausgabe), «reichten gerade aus, durch ihr Wesen und ihre Bestimmung einen kräftigen und höchst produktiven Haß und Groll zu erregen, welcher auf dem Fest zu Basel dermaßen gewaltig rauschte, daß davon die Rede war, in corpore aufzubrechen und in den Festkleidern, den Festwein im Blute, hinzuziehen, um den Jesuiten das Loch zu verstopfen und ihre verrückte Theokratie zu zerstören. Dies blieb zwar nur eine Rede, doch wurde der Keim gelegt zu jener seltsamen Erscheinung der Freischarenzüge . . . Indessen hinderte der Zorn die Schweizer in Basel nicht, im größten Maßstabe zu zechen, und Zorn und Freude schillerten so blitzend durcheinander wie der rote und weiße Wein, von welchem an dem bewegtesten Tage der Woche gegen neunzigtausend Flaschen getrunken wurden allein in der großen Hütte, während die leidenschaftlichen Tischreden von den Tribünen tön⁷⁸».

Dieses hochsommerliche, hochpolitische Fest also zog auch Gotthelf in seinen Bann. «Das steht fest bei mir, daß ich an den Baselschießet will: nicht nur Jeremias Gotthelf will es, sondern auch der Berner; hatten unsere Väter bei St. Jakob den Vorstreit (600 Berner kamen dort um), so geziemt uns Enkeln, zu gedenken, was die Väter waren und was wir sind; ich möchte darum alle Berner mit mir nehmen, hätten es alle nö-

⁷⁸ Werke ed. Fränkel 19, 312 f. ⁷⁹ 6, 50.

tig», schrieb er schon im Mai an August Stöber in Mülhausen⁷⁹. Er reiste mit einer ganzen Gruppe und wollte bei dieser Gelegenheit auch nach Straßburg fahren; «denke einmal recht zu lumpen⁸⁰». Da ihn vor allem auch die St. Jakobsfeier interessierte, mit der das Fest am Sonntagvormittag, dem 30. Juni, eröffnet wurde, kam er schon am Samstagmorgen an; am Samstagabend traf er zufällig auf den durch die vorfestlichen Straßen flanierenden Hagenbach, dem er am Montag einen Besuch machte⁸¹. Er wohnte diesmal, da Hagenbachs Frau krank war, bei Professor Miescher im Ehrenfelderhof an der Martinsgasse (jetzt Nr. 12)⁸². Man wies ihm «ein schön einsam Zimmer⁸³» an, damit er im Getümmel seine Ruhe habe. Hier konnte er in der Sonntagsfrühe die Kanonenschüsse und den von Posaunen auf dem Münsterturm geblasenen Choral «Ein feste Burg» hören, mit denen das Fest seinen Anfang nahm, und nach dem Gottesdienst zum Festzug stoßen, der sich in der Umgebung des Münsters aufstellte⁸⁴. Denn er ging in den Reihen der akademischen Zunft im Festzug nach St. Jakob mit⁸⁵. Der Trubel ließ ihm «kaum Zeit für Basel», aber als Festbummler kam er voll auf seine Rechnung, obschon er zu seinem Ärger schon am Dienstagmorgen wieder wegfahren und auf den Abstecher ins Elsaß verzichten mußte, weil es ein alter Mann in seiner Reisegesellschaft vor Heimweh nicht mehr aushielt⁸⁶. «Ich machte den Sonntag und Montag mit und war fast immer auf dem Schießplatz. Ich ließ mich willenlos von den Wellen des Festes tragen, beobachtete nicht, reflektierte nicht, sprach mich nicht aus, sondern blieb ganz glücklich versenkt in eine Art wollüstiger Passivität. Wenn ich nun etwas über das Fest sagen sollte, so hätte ich es fast, als ob ich

⁸⁰ 6, 63.

⁸¹ Hagenbachs Taschenkalender 29. Juni und 1. Juli.

⁸² Brief von Dr. Ernst Miescher-Gemuseus vom 23. Mai 1941 an Prof. Ed. His (Abschrift im Besitz von Prof. Dr. E. Miescher). Mieschers damalige Wohnung lag im zweiten Stock des Ehrenfelderhofes.

⁸³ 6, 68.

⁸⁴ E. Dürr, Burckhardt als politischer Publizist 43 (1937).

⁸⁵ 6, 87.

⁸⁶ ebda.

das Meer beschreiben sollte. Ich wüßte von demselben nichts Individuelles, Besonders zu sagen, als es sei groß, imposant, herrlich, aber Ufer hätte es keine gehabt und Apartes sei mir nicht begegnet⁸⁷.» Diese Worte übertreiben allerdings stark, denn er wehrt mit ihnen die Aufforderung zu einer Beschreibung des Festes ab. An Hagenbach schrieb er: «Was am Fest selbst zu sehen war, das habe ich gesehen, und jeder Tag war nicht viel anders als eine Wiederholung der vergangenen, kleine Skandäler abgerechnet. Der größte Skandal geschah am Ende der Woche mit den Oberwallisern, schwer werden ihn die Radikalen büßen müssen; dadurch haben sie das Schützenfest in zwei Teile gespalten und den Katholiken den Besuch desselben fast unmöglich gemacht⁸⁸.» Dieser Zwischenfall, den er nicht mehr miterlebte, war die Beschimpfung der «blutbefleckten» Walliser Schützenfahne und die Wegweisung der katholischen Walliser vom Fest — der Höhepunkt der radikalen Exzesse, bei dem auch die Freischarenzüge beschlossen worden sein sollen.

Daß Gotthelf sich so freudig der Feststimmung überlassen konnte, ist ein Zeugnis für seine trotz aller Sorge unerschütterliche Verbundenheit mit dem Volk und seinen Glauben an das von gefährlichen Fiebern geschüttelte Vaterland. Es war aber auch darin begründet, daß er seine politischen Bedenken bereits in einer Broschüre ausgesprochen hatte, die als offizielle Festschrift in Vieler Händen war: in seinem Manifest «Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein». Er hatte es zwei Jahre zuvor auf Bestellung in Eile für das Churer Freischießen verfaßt, wo es aber zu spät gekommen und den Schützen erst nachträglich zugeschickt worden war, weshalb er es auf das Basler Fest etwas abgeändert im Buchhandel erscheinen ließ. Der erste Druck war durch brutale Eingriffe Feltenbergs entstellt, der diese Schrift angeregt hatte, so daß die Basler Fassung auch inhaltlich die eigentliche Erstausgabe ist⁸⁹. Gotthelf paßte sie dem neuen Anlaß an, indem er einen

⁸⁷ ebda. 67 f.

⁸⁸ ebda. 75.

⁸⁹ Für das Nähere s. R. Hunziker XV. 494 f.

Hinweis auf die herannahende große St. Jakobsfeier in eine Mahnung zur Überwindung der eidgenössischen Zwietracht erweiterte⁹⁰, die, wie es im Nachwort heißt, «gewünscht ward und ihm von Herzen ging». Diese Schrift singt das hohe Lied der schweizerischen Volksfeste und versteigt sich sogar zum utopischen Gedanken, es könnte aus ihnen ein schweizerisches Gegenstück zu den olympischen Spielen der Griechen entstehen. Aber sie übt an ihnen zugleich tiefernste Kritik und schlägt feierlich warnende Töne an, die Gotthelfs Zweifel, wenn auch maßvoll gemildert, durchblicken lassen. Über die Churer Ausgabe hatte er Hagenbach geschrieben: «Mein Hauptzweck war der, durch mögliche Erweiterung des Festes dasselbe aus radikalen Händen zu winden; wenn die rechten Leute daran teilnehmen würden, die sich bisher davon entfernt gehalten wie der Reine von dem Krätzigen, die bisherigen Majestäten würden erleichen. Diese Feste haben bei ihrer gegenwärtigen Gestaltung etwas Grauererregendes. Ein kühnes Wort aus frevlem Munde, und im Taumel des Festes wäre die Schweiz in Anarchie gestürzt. Basel gerade wäre der Ort, das Ding auf die rechte Weise in die Finger zu nehmen, besonders wenn seine Häupter zu ihrer Ehrenfestigkeit etwas mehr Popularität legen würden⁹¹.» «Eines Schweizers Wort» wirkt wie eine breitere Ausführung der Gedanken, die den Feldpredigten von 1831 zugrunde liegen. Es ist eine Kundgebung von großartiger Unerschrockenheit und wäre ein klassisches Dokument, wenn nicht wegen der hastigen Niederschrift streckenweise die Kanzelrhetorik mit dem Verfasser durchginge. Gotthelf lehnt sich in abgewogenen Worten dagegen auf, daß die Freisinnigen das Monopol des Schweizertums für sich beanspruchen, daß sie die Schützenfeste zu Schaustellungen des Parteigeistes, zu Orgien des Massengebrülls erniedrigen und damit den fatalen Betrieb der Großstaaten in die Eidgenossenschaft verpflanzen. Er bekennt sich zur eidgenössischen Fahne und zum Ruf nach einer Bundesverfassung, die aber nach seiner Meinung nicht die Frucht des Sieges einer Majorität über

⁹⁰ ebda. 327—330.

⁹¹ 5, 228.

die Minorität, sondern nur das Resultat einer sittlichen Wiedergeburt aus christlichem Geist sein darf. Wie in der Sissacher Predigt definiert er die wahre Freiheit als die Selbstüberwindung, als Sieg über die momentane wilde Aufwallung der Leidenschaft. Er denkt wohl auch hier an Basel, wenn er das treue Herz preist, «das Unbill nicht rächt am Vaterlande, seinen eigenen Sinn dem Gesamtwillen unterwirft und mit des Landes Rettung erlittenes Unrecht vergilt⁹².» Als Schüler Pestalozzis beharrt er darauf, daß nicht auf der Masse, sondern auf dem Einzelnen das Heil der Welt beruhe. «Jeder soll für sich der Rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse als das Rechte sich darstellen⁹³.» Das richtet sich zugleich gegen die Symptome von nationalem Größenwahn, die damals in den Festhütten zu beobachten waren, wo radikale Demagogen von den Schweizern als einem auserwählten Volk zu fasn pflegten. In diesem Zusammenhang stehen die durch Pestalozzi inspirierten unverlöschlichen Sätze: «Man lasse sich nicht verleiten durch ödes, irres Geschwätz! Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterlande; aus dem Hause stammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater ist, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weise, dem fehlet der Heldenmut, der aus der Seele stammt; und was nützt in den Tagen der Gefahr der, welcher nur im Munde liegt⁹⁴?»

Aber auch als Dichter ging Gotthelf durch das Festgewühl, und als Dichter sah er es mit kritischen Augen an. Er trug sich mit einem Plan, der Kellers «Fähnlein der sieben Aufrechten» mit anderem Vorzeichen vorweggenommen hätte, wenn er in der ursprünglichen Gestalt ausgeführt worden wäre. Hagenbachs Einladung hatte er im Dezember 1843 mit den Worten verdankt: «Wenn mich Gott gesund spart, so habe ich allerdings im Sinn, zu kommen, und zwar nicht nur weil ich an einem solchen Feste teilweise Freude, teilweise Spaß habe, sondern weil ich eine Art von Schützennovelle (doch dieses unter

⁹² XV. 305.

⁹³ ebda. 312.

⁹⁴ ebda. 301; die Worte stammen aus «Geld und Geist», wo sie weiter ausgeführt sind: VII. 366.

uns gesagt) schreiben möchte, in welcher so ein jung Herrchen vom Neuherrentum als Schütze, der populär werden und eine reiche Frau kriegen möchte, die Hauptrolle spielt; so was halb Schönes, halb Wüstes möchte ich machen. Als alter Schütze und Jäger kenne ich grobane das Handwerk, nur mangelt es neues Auffrischen, und das Baslerfest würde der Glanzpunkt ⁹⁵.» Im März darauf meldete er Fetscherin, er habe «eine Schützennovelle begonnen, welche in Bern beginnt und am Schützenfest in Basel ein glückliches Ende finden soll ⁹⁶». Kurz nach der Heimkehr verriet er auch Feierabend, der Basler Schießet werde in einer Erzählung vorkommen, «aber keine Beschreibung desselben, sondern nur als Entwicklung des Schicksals eines jungen Schützen, also bloß in individueller Beziehung; der Durchgang eines Israeliten durch das Rote Meer und nicht das Meer und das Volk selbst ⁹⁷». An Stöber schrieb er einen Monat später: «In Basel hatte ich ungefähr alles gesehen und mitgemacht, was honorig und manierlich war. Daß ich die letzten Tage nicht da war, bin ich froh; denn ich hätte es kaum übers Herz gebracht, meinen lieben Eidgenossen nicht wüst zu sagen und meine Haut in Gefahr zu bringen. Geschenkt soll es ihnen aber nicht sein, den unartigen Jungens will ich eine Predigt halten, wie ihnen noch niemand gehalten hat. Es ist Zeit, daß man einmal der radikalen Meinungsdespotie ein Ende macht. Sonst fällt am Ende der Gugger dabei aus ⁹⁸.» Diese Predigt ist der Esau-Roman, den er 1844 als seinen ersten politischen Zeitroman niederschrieb, aber unvollendet und ohne Titel liegen ließ. Die idyllische Schützennovelle wuchs sich, wie es ihm oft geschah, zum Großwerk aus, eben unter dem Eindruck des Basler Festes. Sein böser Schluß und seine geahnten Folgen rückten in Gotthelfs Kopf die Erinnerung daran vollends in ein anderes Licht, und der Glanzpunkt seiner Novelle verlor alle heitere Poesie.

Der Esau-Roman ist sein erster umfassender Angriff auf den Radikalismus. Er blieb wohl deshalb Fragment, weil er als Zeitroman noch nicht über den Angriff hinauskam. Als satiri-

⁹⁵ 5, 360.⁹⁶ 6, 39.⁹⁷ ebda. 68.⁹⁸ ebda. 87.

sches Gemälde der Zustände in der Freischarenzeit ist er allerdings reich an meisterlichen Zügen. Er schildert mit rücksichtsloser Schärfe die drei Sphären des bäuerlichen, bürgerlichen und patrizischen Bern; daß auch die bäuerliche von ironischen Lichtern überspielt ist, zeigt am besten die Unruhe, die Gotthelf ergriffen hatte. Den Schluß des ersten Teils ⁹⁹ bildet eine Fahrt Jakob Esaus mit seinen Kumpanen an das Churer Schützenfest, das der Dichter nicht gesehen hat. Hier liegt unverkennbar die zur Episode abgesunkene Schützennovelle vor ¹⁰⁰. Daß sie in Chur spielt, darf man als eine Rücksichtnahme auf Basel auslegen, denn Gotthelf selbst begründet es in der Einleitung so. Er habe den Schauplatz verändert, um Basel nicht in falschen Verdacht zu bringen, erklärt er und begründet das mit einer kleinen Liebeserklärung: «Noch viel weniger möchte der Verfasser eine liebe Baslerin kränken und sie in ungerichte Nachrede bringen bloß durch einige ähnliche Züge, die zufällig passen möchten; er könnte sich das sein Lebtag nicht vergeben, erstlich weil ihm das schöne Geschlecht überhaupt lieb ist, und zweitens weil bei ihm die Baslerinnen einen besondern Stein im Brette haben . . . Die Baslerinnen aber haben deswegen den Stein im Brette, weil sie Sinn haben für geistige Dinge und doch die Buuchi im eigenen Hause ¹⁰¹.» Das Ganze hätte zuerst im Dappental, einer utopischen Gegend, spielen sollen, aber für derlei habe man in der Schweiz keinen Sinn, und das Basler Schützenfest wäre dadurch nicht aus der Welt geschafft worden. «Basel bleibt Basel immer, läßt sich nicht nach China versetzen und nicht nach Kamtschatka, und das Fest ward in Basel abgehalten. Was half uns also das Dappental, wenn doch Basel blieb, wovor ich die größte Angst hatte ¹⁰²?» Die breiten Szenen in der Feststadt Chur beruhen also auf Gotthelfs Basler Eindrücken. Aber sie geben eine bitterernste Travestie. Jakob ist als Fähnrich mitgekommen, er

⁹⁹ 1, 227 ff.

¹⁰⁰ Diesen Sachverhalt hat schon R. Hunziker im Nachwort zum Erstdruck vermutet: 2, 263 f.

¹⁰¹ 1, 11.

¹⁰² ebda. 12.

will als Redner sein Glück machen und sitzt gespannt in der Festhütte. «Ein gewaltig Gesumse tönte um ihn her, einzelne Töne unterschied man nicht, es war eine Mischung von Tönen, die in den eigentümlichsten Anschwellungen daher- und dahinbrausten, am besten einer stätigen Brandung des Meeres vergleichbar. Auf einmal versinkt an einer Stelle das Rauschen, als ob es von einer stillen, unsichtbaren Macht verschlungen worden, weiter und weiter wirds stille, nur rundum in größerer Ferne klippert und klapperts, surret und sumset es fort. Erstaunt blickt man auf, sieht nichts Neues als auf der Bühne ein Mann oder Männlein ¹⁰³.» Diese Brandung der Volksmenge und das Auftreten der Festredner, die sie zu dirigieren versuchen, sind das Kernstück der Schilderung. Sie fängt das Element der Masse ein, das in Basel rumorte, und geißelt mit unerhörten Schlägen die Verführer, die dieses Element mit allen Künsten der Volksbetörung aufpeitschen. Zweierlei Priester und Barden, echte und falsche, habe es schon immer gegeben, liest man, hier seien die falschen am Werk gewesen. Sie predigen alle über den gleichen Text: «Du edles Volk, du herrlich Volk, du, du, du, du wärest recht, du wolltest das Rechte, ach, wenn du dein Gott wärest, aber du bist geknechtet, warst verraten, bist verraten, wirst verraten, du, du, du! Mache dich frei von den Schelmen, den Verrätern, den Pfaffen, den Lumpentagherrn, den Hudelregierungen, den Teufelspfaffen; dann hast du, was du hast, dann bist du, was du bist, dann werden die Sterne als Lebkuchen vom Himmel fallen, unsere Berge werden Zuckerstöcke sein, und unsere Seen werden unsere Honigtöpfe und unsere Flüsse und Ströme edle Getränke führen; so wird es kommen, so muß es kommen, drum, edles Volk, auf, auf ¹⁰⁴!» Was die echten Propheten ihrem Volk sagen, davon hört man hier kein Wort: «O Volk, du bist eine Eiterbeule, und vom Kopf bis zum Fuß ist nichts Gesundes an dir, deine Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid, und deine Feste hasse ich und deine Neumonde, du bist abgewichen, und abgöttisch ist dein Herz geworden, ob dir hängen Strafgerichte, und besserst

¹⁰³ ebda. 285.

¹⁰⁴ ebda. 283 f.

du dich nicht, so brechen sie ein über dich ¹⁰⁵.» Wer Miene macht, etwas anderes als populäre Phrasen von sich zu geben, wird niedergebrüllt und von der Tribüne verjagt, denn dieses Gebrüll von Freiheit ist in Wahrheit die ärgste Tyrannei. Die Besten des Landes, die das Volk wahrhaft lieben und ihm in Treuen den Spiegel vorhalten könnten, bleiben deshalb dem «großen eidgenössischen Rednerstuhle» fern. «Diese Rednertribüne betritt Keiner, solange auf derselben die Rede nicht frei ist, der Redner ein Komödiant ist, die Bühne eine Lotterfalle ist, die eine Bubenhand dem Ehrenmanne richten kann, daß er in Kot fällt. Kurios, wie man von freier Presse schreit und duldet die freie Rede nicht, wie man eine Despotie, eine Tyrannei einschwärzen möchte, gegen welche aristokratischer Druck ein sanftes Hundelecken und ein sklavisches im Staube Kriechen ein süßes Hundeleben wäre ¹⁰⁶!» Angesichts dieses Schauspiels erwacht in Jakob Esau das Heimweh und der Mut zur ersten männlichen Tat seines Lebens: er beschließt, seine Gefährten im Stich zu lassen, und macht sich auf und davon, «je weiter weg von ihnen, dest lieber». So war sogar das Heimweh jenes alten Berners am Basler Fest für den Dichter zu etwas gut gewesen.

Diese leidenschaftlich ernst gemeinte Satire ist das konservative, christliche Gegenstück zu jenem Lied von «Vaterlandes Saus und Brause», in dem «die Freude sündenrein» ist, wie es der junge Keller sang. Beide Darstellungen sind wahr, sie ergänzen sich gegenseitig. Die eine stammt von dem in sein Vaterland verliebten, bewußt idealisierenden Sänger, die andere von dem Priester und Propheten, der das Vaterland unter das Gesetz von Gut und Böse, von Schuld und Sühne gestellt sieht. In Jakobs Kumpanen zeichnet Gotthelf Typen radikaler Festlumpen, für die das Treiben eines eidgenössischen Festtags der Ort ist, wo sie sich im Kot wälzen und im Trüben fischen, während ihre Weiber und Kinder daheim im Elend sitzen: in Michel Affensteg den patriotischen Hochstapler auf der Rednertribüne, in Niggi Ju den versoffenen politischen Winkelspeku-

¹⁰⁵ ebda. 283.¹⁰⁶ ebda. 294.

lanten. Im «Martin Salander» hat dann auch der skeptisch gewordene Gottfried Keller solche Figuren aufmarschieren lassen.

Diese Basler Erinnerungen mußten in Gotthelf schon deshalb lebendig bleiben, weil die über dem Fest von 1844 lagernde Spannung sich nicht auflöste, sondern in den folgenden Jahren zum Alpdruck über der Schweiz anwuchs, gegen den er in seinen Büchern immer beschwörender die Stimme erhob. Er stemmte sich gegen eine lawinenartig anschwellende Übermacht, und wie jeder auf scheinbar verlorenem Posten Kämpfende mußte er sich fragen, warum er so allein stehe. Schon das Festgemälde im «Esau» verklingt in einen Epilog, der diese Frage aufwirft und beantwortet. Einige biedere Handwerksmeister wagen sich am Feierabend in das Festgetümmel, und in ihrem Gespräch meldet sich die Stimme der andern, der wahren Schweiz zum Wort. Weitere Festbesucher kommen hinzu, es entsteht ein hitziger Streit der Meinungen, den ein geheimnisvoll auftauchender vornehmer Churer beschwichtigt. Aber die gefallenen Worte wirken, die Stimmung ist schwül geworden, und am nächsten Tag erwartet man einen Spektakel, weil ein Redner den Terror der Partei brechen will. Aber die konservativen Größen haben Angst bekommen und den Kühnen ersucht, zu schweigen. Darüber erhebt sich ein zorniger Wortwechsel der Altgläubigen. «Mit dem zGfallentun komme man eben immer tiefer ins Übel, und es sei hohe Zeit, daß man sich nicht mehr alles gefallen lasse, sondern einmal sage, wie es gemeint sei, so wüßte man endlich, woran man sei mit einander ¹⁰⁷.» Es gebe keine Männer mehr, behaupten die einen, und die andern: man dürfe den Frieden des Festes nicht stören; besser sei es, mit den Scharfmachern privatim zu reden, damit sie sähen, wie gut man es eigentlich meine. «Hätte Jesus geschwiegen, er wäre auch nicht gekreuzigt worden», behauptet einer der Leisetreter, und er erhält zur Antwort: «Meinst, mit dem Schweigen komme es gut? Was ist das für eine Freiheit, wo nur die Einen reden dürfen, die Andern schweigen

¹⁰⁷ 1, 317.

müssen, wenn sie nicht das Leben riskieren wollen! Wer hat ihnen das Recht gegeben, wer als ihre verfluchte Unverschämtheit! Schweiget, oder es gibt ein Unglück! rufen sie, und wir Küh glaubens, schweigen, tun sMaul auf und dAuge zu und machen die Ölgötzen vor der ganzen Welt. Wenn uns dann die Lümmle ds Land verblitzet haben, alles durcheinander geworfen, als ob es der Teufel mit Pürzeln gewonnen hätte, niemand mehr drüber und drunter weiß, niemand nichts mehr weiß, alles den alten Zürcher Marsch singt ‚Mir vrlürents, mir vrlürents! Glaubs bi Gott au, glaubs bi Gott au‘, dann kömmt man und sagt: Hättet ihr geredet, ihr Donners Hosenscheißer, was ihr seid; warum laßt ihr es gehen, bis nicht mehr zu helfen ist, aber es wird ein Donner sein wie der andere. Jetzt könnt ihr plären helfen, wenn ihr noch Wasser in den Augen habt, wie alte Weiber auch, aber wo es gegolten hätte, Männer zu sein, da seid ihr Hosenscheißer, Ölgötzen, Maulaffen gewesen, habt das Maul aufgesperret, und wenn dHeustüffel zDutzende hineingegumpet wären, es wäre euch nicht in Sinn gekommen, es zuzumachen. Jetzt pläret nur, aber viel helfen wird es weder euch noch uns ¹⁰⁸.»

Auch das sind noch Reflexe von Gotthelfs Erlebnissen am Basler Schießen. «Basel gerade wäre der Ort, das Ding auf die rechte Weise in die Finger zu nehmen, besonders wenn seine Häupter zu ihrer Ehrenfestigkeit etwas mehr Popularität legen würden», hatte er Hagenbach geschrieben. Er muß enttäuscht gewesen sein, daß gerade das Basler Fest einen so unerfreulichen Verlauf nahm. Die Kampfplust, die in ihm kochte, konnte es den dortigen Häuptern nicht verzeihen. Im November 1845 brach er gegenüber Fröhlich in die Worte aus: «Ach Gott, und wie arm ist man, wenn man nicht traute Herzen daheim hat, welchen man den Schmerz im Amt und ums Land ausschütten, fluchen darf vor ihnen über der Menschen Verruchtheit, fragen darf, ob man wahnsinnig sei oder wirklich noch bei Verstand. Es wird mir wirklich manchmal, als möchte ich nichts als ein wacker Roß und einen guten Säbel und möchte reiten und

¹⁰⁸ ebda. 317 f.

schlagen gegen Teufel und Welt und möchte fließen sehn mein schwarzrot Blut in wackerm Streite ¹⁰⁹.» Diese Stimmung erklärt es, weshalb seine Hinweise auf Basel nun gelegentlich einen Vorwurf, den Ton der gekränkten Liebe, enthalten. Er sah die Schwäche der Stadt, durch die sie schon die Niederlage von 1833 teilweise selbst verschuldet hatte; aus Schwäche verlor auch sie jetzt ihr adeliges Gepräge und wurde wie alle andern Städte zum Tummelplatz des Pöbels. Im Frühling 1843 überreichten dort die Radikalen dem Revolverjournalisten Emanuel Scherb, Redaktor an der «Nationalzeitung», als er zum zweitenmal im Gefängnis saß, einen silbernen Becher, für den das Geld im ganzen Land gesammelt worden war. Gotthelf schrieb dazu an Hagenbach: «Das ist ein heillosos Treiben und verdiente schärfere Züchtigung als ihm wird. Stillschweigende Verachtung ist wohl gut, aber das Volk versteht sie nicht immer ¹¹⁰.» Der Handwerksgehilfe Jakob findet Basel bei seinem Abschiedsbesuch verändert. Auf dem Birsfeld ist eine nagelneue Stadt entstanden, die aussieht wie ein Laufgraben, von welchem aus der «landschaftliche Geist» das alte Basel erobern will. «Glitzern tut die neue Stadt von weitem; ist man aber drin, sieht man, daß sie zumeist aus Dreck gebaut ist, schrecklich dünn die Wände, ein Schneider käme fast mit der Nadel durch, und schrecklich kalt soll im Winter das Wohnen in diesen Spinnweben sein trotz allen Tapeten. Ob von diesem dünnen Laufgraben aus die alte Stadt erobert werden wird? Ja, wer weiß; da kömmt es eben nicht darauf an, ob die Häuser von Stein oder von Dreck sind, sondern wie die Herzen sind und was für ein Geist in denselben wohnt. Wohnt in denselben noch der alte, fromme, ehrenfeste Baslergeist, welcher die Stadt groß und berühmt gemacht hat, so wird der Geist, welcher die Landschaft berüchtigt gemacht hat eine Zeitlang, lange nicht Meister, der windige, verzehrende Geist nicht Meister über den Geist, der von oben stammt und auferbaut.» Geht es aber an-

¹⁰⁹ 6, 208.

¹¹⁰ 5, 309. Über diesen Becher höhnte Gotthelf auch in seinem Kalender: XXIV. 170. Derselbe Scherb druckte kurz darauf das erste Gedicht Gottfried Kellers, den «Jesuitenzug».

ders, wirft sich auch die Stadt in den trüben Strudel des Fortschritts, «dann adieu Basel! Mache deine Stadtgräben tiefer, die Mauern höher, schaffe neue Kanonen und sogar neue Käppi an, denn sonst bist du verloren, Baseltrutz überwältigt dich; du wirst erst Neugenf, und was du später noch alles wirst, das wird dich dann Gott lehren. Ists wohl von Gott geordnet, daß allenthalben auf Erden das Solide dem Modernen, der Fels dem Sande weichen soll ^{111?}». Gotthelf variiert hier bereits das Thema seines bedeutendsten Zeitromans, der auch «Zeitgeist und Basler Geist» hätte heißen können. Bern und Basel gehen ihm jetzt durcheinander, der Treibsand des Fortschritts ebnet in seinen Augen auch den Gegensatz zwischen ihnen ein. «Sonderbar, es wackelt alles, Altes und Neues. Das alte Basel, das neue Bern, ein herzhafter Luft, und in Basel kömmt das Neue auf, und der gleiche Luft stürzt in Bern das Neue und bringt das Alte wieder. Das scheint kurios und ist es nicht, es ist nicht kurios, wenn Rohr im Sumpf und Laub am Boden Spielzeuge des Windes sind ^{112.}» Da Basel im Begriff ist, sein aristokratisches Gesicht zu verlieren, kehrt Gotthelf gegenüber Hagenbach nun gern den Berner hervor, um deutlich zu machen, was er auch für Basel wünscht. «Zum Erobern muß es wieder kommen, Kraft muß uns aus dem Sumpfe ziehen, in welchen uns Lavieren, Tolerieren, Konzessionieren gebracht hat, aber keine brutale Kraft, sondern allerdings eine intelligente, d. h. eine solche, welche weiß, daß jedes Ding seine Zeit hat, die Feder ihre Zeit hat und die Faust ihre Zeit hat. Zweihundert entschlossene Männer werfen in Bern die Regierung in die Aare, und wäre nicht in Basel zweihundert Männern Ähnliches möglich, der Rhein ist ebenfalls nicht weit ^{113?}» Das tönt wie eine zeitgemäß verschärfte Wiederholung jenes Satzes in der Sissacher Feldpredigt von den «hundert einigen Männern», die mancher dem Land nicht mehr zugetraut habe. In der tolldreisten Verhöhnung der eidgenössischen Hochschule in Zürich, die in «Zeitgeist und Berner Geist» mit an Rabelais erinnernder

¹¹¹ IX. 479 f.

¹¹² 6, 324.

¹¹³ ebda.

Ausgelassenheit die Gaben der einzelnen Kantone an diese neuste Geburt des Zentralismus aufzählt, wird dann auch Basel ohne Schonung in den Wirbel des Spotts mitgerissen. «Basel schickt den Wein; Basel produziert zwar nicht Wein, aber versteht sich vortrefflich auf die Mischung, wodurch bekanntlich jeder flüssige Stoff mundgerecht zugerichtet werden kann. Um allfällige Nebenküstchen zu vertreiben, werden gehörige Baslerleckerli beigegeben ¹¹⁴.» Als augenblicklicher Einfall inmitten einer übermütigen Improvisation dürfen diese Worte nicht auf die Goldwaage gelegt werden. Aber sie zeigen doch, daß für den Gotthelf dieser späteren Jahre, der wieder dem direkten politischen Kampf zuneigte, der Gedanke an Basel nicht mehr eitel Freude war.

Ahnte er, daß es in dieser Stadt Männer gab, die ihm auch darin beistimmten? Hier lebte ja eine konservative Opposition, die der seinen an Geist und Leidenschaft nichts nachgab, wenn sie sich auch anders äußerte, ja die vielleicht als einzige in der Schweiz der seinen an Tiefe und Hellsicht ebenbürtig war. Diese Männer weigerten sich wie er, die alte Schweiz innerlich gegen die neue einzutauschen. Auch sie verharrten in der Liebe zur angestammten kleineren Heimat und verachteten das gesamtschweizerische Vaterland von 1848, die «ganze Bundespastete ¹¹⁵», wie er es nannte. Sie gehörten zum Teil gleich ihm zu den Liberalen, die in den dreißiger Jahren für den freiheitlichen Umschwung in ihrem Kanton gestritten hatten, nun aber von den Kämpfern für eine zentralisierte Eidgenossenschaft überrannt wurden. Es waren Gestalten, die man als Reaktionäre verschrie, weil sie die Basler Verfassung von 1833 verteidigten und auch auf eidgenössischem Gebiet jedes ungesetzliche, gewaltsame Vorgehen als ein Verbrechen an der Überlieferung verabscheuten. Kannte sie Gotthelf, und was wußte er von ihnen?

Als er Hagenbach den zweiten Band von «Zeitgeist und Berner Geist» übersandte, setzte er die Worte hinzu: «Frage doch gelegentlich Peter Merian, ob er, was im Buche ihm ge-

¹¹⁴ XIII. 394.

¹¹⁵ XIV. 153.

hört, wieder erkennt, und ob es nicht passend angewendet sei ¹¹⁶?)» Ein überraschender Satz! Er scheint vorauszusetzen, daß auch dieser führende Kopf des damaligen konservativen Basel vom Dichter den großen Roman zugesandt erhielt, und es geht aus ihm hervor, daß Gotthelf sich ihm gedanklich verpflichtet wußte. Er muß dem gedrungenen Mann mit dem Löwenhaupt, dem hervorragenden Naturforscher und Staatsmann, 1844 nähergetreten sein, da er 1843 noch keinen Basler dieses Namens kannte. Ratsherr Merian war neben Andreas Heusler der eigentliche Retter der Basler Universität in der Krise von 1833 und als Inhaber vieler hoher Ämter der maßgebendste Mann des Basler Erziehungswesens, da er seit 1847 die Kuratel und das Erziehungskollegium präsidierte. Von einer persönlichen Bekanntschaft der Beiden ist sonst nichts bekannt. Die Stelle zeigt aber, wie wenig wir über Gotthelfs Beziehungen zu Basel wissen und daß sie reicher gewesen sein müssen, als sich aus den erhaltenen Zeugnissen belegen läßt. Im Briefwechsel mit Hagenbach werden viele Personen und Dinge flüchtig erwähnt, die ein Interesse für sie voraussetzen, das man nicht vermuten würde. So etwa in Gotthelfs Äußerung von 1851: «Für Eure Universität habt Ihr tapfer gestritten und sie glänzend gerettet. Wir alle müssen dafür dankbar sein, denn ich hielte es für das größte Unglück, wenn die höhere Erziehung nach Zürich käme und unter das Panier des ledernen Eschers, des Feldherrn der Materie, gestellt würde ¹¹⁷.» Bei dieser Dankbarkeit war gewiß auch die Abneigung gegen Zürich und das Haupt des dortigen Freisinns im Spiel, aber sie widerspricht doch Gotthelfs so oft geäußelter Geringschätzung alles Akademischen. Er scheint da auch mit der Basler Universität eine Ausnahme zu machen, und das mag in der persönlichen Berührung mit manchem ihrer Gelehrten begründet sein, die zuerst Hagenbach vermittelte. So wäre es verlockend, sich ihn im Gespräch mit den Geistern des damaligen konservativen Basel

¹¹⁶ 8, 244.

¹¹⁷ ebda. 138 f. Im Basler Großen Rat wurde 1850 der Antrag auf Aufhebung der Universität gestellt und mit großem Mehr abgelehnt.

vorzustellen. Man hat ihm vielleicht von Alexandre Vinet, dem glühenden Kirchenpolitiker, erzählt, der 1837 nach Lausanne gegangen war und mit seinem Kampf gegen die Staatsallmacht über die Kirche, mit seiner 1846 erschienenen Schrift über das Verhältnis von Christentum und Sozialismus Gotthelf so nahe steht. Er wird in Basel auch die von Andreas Heusler geleitete «Basler Zeitung», die in der ganzen Schweiz als angesehenstes Blatt christlich-konservativer Richtung galt, zur Hand genommen haben ¹¹⁸. Heuslers Geschichte der «Trennung des Kantons Basel» trägt auf dem Titelblatt ein Psalmwort vom Leiden des unschuldig von seinen Brüdern Verfolgten — wenn Gotthelfs Auge je darauf fiel, muß es ihn innerlich getroffen haben.

Solche Vermutungen bleiben im Allgemeinen. Zwei Namen aber dürfen genannt werden, deren Kreisen sich Gotthelf in Basel näherte, weil sie unabhängig vom Persönlichen die Tiefe der geistigen Beziehung ausdrücken, die ihn mit der Stadt am Rhein verband. Hier lebte Johann Jacob Bachofen, der Erforscher der Mutterreligion, deren Dichter Gotthelf war ¹¹⁹. Sie haben sich sicher nie gesehen. Gotthelf konnte nicht wissen, wie ähnlich er diesem Zurückgezogenen in der Verbindung heidnischen und christlichen Denkens war und wie nahe er seinen Forschungen kam, als er am Beginn von «Michels Brautschau» einen österlichen Eieraufleset beschrieb und die Worte hinwarf: «Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und ist die Sache doch so einfach. Das Ei ist eine geheimnisvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab» . . . Hätte er Bachofens politische Artikel aus der Sonderbundszeit gelesen, er hätte sich selbst zu lesen geglaubt. «Wer es vermag, der erhebe seine Stimme, während es noch Zeit ist, und verteidige das Recht mit

¹¹⁸ Für eine Mitarbeit Gotthelfs, die man nach Kaegi, Burckhardt II. 392 annehmen könnte, hat die von Herrn cand. phil. Walter Straßer vorgenommene Durchsicht der Jahrgänge 1840—45 keine Anhaltspunkte ergeben.

¹¹⁹ Näheres über diese Verwandtschaft in meiner Rektoratsrede «Bachofen als Schriftsteller» 25 f. (Basel 1949).

derselben Kraft, welche Tausende dem Unrechte widmen . . . Eine Regierung, die nur aus dem Mandat des Volkes ihr Recht ableitet, verdient den Namen der Regierung nicht. Denn sie soll *über* dem Volke stehen, als Mandatar steht sie *unter* ihm. Wie könnte sich der Topf über den Töpfer stellen? Oder wie soll der Topf über den Töpfen herrschen? Die Regierung, welche Form sie immer haben mag, ist nicht vom Volke, sondern nur von Gott. Das ist der Eckstein aller Staatsweisheit, das ewig wahre Wort unsers Erlösers, die Lehre des alten und des neuen Testaments, die Anschauungsweise des ganzen Altertums, des römischen nicht weniger als des jüdischen . . . O laßt nach, diesen Glauben zu zerstören! Seine Vernichtung ist das Grab der Freiheit und jeder Staatsordnung. Bis jetzt hat unser Volk durch alle Stürme der Zeit hindurch von jenem Glauben nicht gelassen ¹²⁰.» In «Zeitgeist und Berner Geist» steht über den modernen Rechtsstaat: «Darunter kann man nicht verstehen einen Staat, wo Recht und Gerechtigkeit herrschen. Denn wo sind diese, wo man nicht mehr christlich sein will, und wo sind sie in den Ländern zu finden, die sich als Rechtsstaaten proklamiert haben? Das kann nichts anders heißen sollen als ein Staat voll Rechtsgelehrte und Rechtshändler. Daß Gott erbarm! Wären Heuschrecken nicht besser und allerlei Fieber? Und trotz allem Geplapper von Rechtsstaat sind wir doch eigentlich ein Gottesstaat geblieben und gottlob, daß wir es geblieben sind. Gottlob, der Grundsatz herrscht trotz allen Namen dem Wesen nach noch unter uns, alle Obrigkeit sei von Gott, aus Gottes Gnaden, und alle Ordnung sei von Gott, sei in seinem Namen und unter der Verantwortung gegen ihn zu verwalten ¹²¹.» Es ist das ketzerische Thema von Gotthelfs ganzer letzter Schriftstellerei, und auf ihren Höhepunkten erhebt er sich zu einem feierlichen Priesterton, der dem des Basler Mythologen ähnlich ist. Von wenigen Zeitgenossen wüßten wir so gern wie von diesem, was er über den Dichter Gotthelf dachte, und bei keinem bedauern wir es so, daß wir nicht einmal wissen, ob er ihn gelesen hat.

¹²⁰ Werke ed. Meuli I. 412, 419 (1943).

¹²¹ XIII. 103.

Ein schwaches Licht fällt dagegen auf die Spuren Jacob Burckhardts, die Gotthelf kreuzte. An der Tagung von 1841 lernte er seinen Vater, den Antistes, kennen. Der Sohn hatte nicht lange vorher als Student der Theologie Hagenbachs kirchengeschichtliche Vorlesung als eifrigster Hörer nachgeschrieben und seine patristischen Übungen im Frey-Grynaeum mitgemacht¹²². Wenn Gotthelf an der St. Jakobsfeier von 1844 die «Säkularschrift» der Historischen Gesellschaft durchblättert, fand er darin auch den Beitrag Burckhardts¹²³. Dieser hatte vier Wochen vor dem Fest die Redaktion der «Basler Zeitung» übernommen und sah ihm mit ähnlich gemischten Gefühlen entgegen wie das ganze alte Basel und wie Gotthelf¹²⁴. Sein Verlauf und sein mißtöniger Ausklang machten, laut Werner Kaegi, in seinem Leben Epoche, und seine Reaktion darauf gleicht der Gotthelfs so sehr, daß sein Biograph eine Parallele zwischen Beiden zieht. «Vieles in Burckhardts Zeitungsartikeln aus diesen Tagen klingt, als wäre es unter dem unmittelbaren Eindruck von Gotthelfs Worten (i.e. «Eines Schweizers Wort») geschrieben worden. Tatsächlich war die Grundeinstellung der beiden Männer im Politischen dieselbe¹²⁵.» Schon Emil Dürr hat gesehen, daß Burckhardt Gotthelfs Festschrift gekannt haben muß, weil sein Epilog auf das Freischießen, «eine groß gedachte und groß geschaute Abrechnung mit den Schützen und mit den Radikalen», bis in die Wahl der Worte hinein durch sie inspiriert ist¹²⁶. Er nimmt sich wie eine post festum gegebene Antwort auf sie aus. Burckhardt greift ihren Vorschlag einer Umgestaltung der Schützenfeste auf und rechtfertigt, ohne ihn zu nennen, Gotthelfs ungehört verhallte Befürchtungen, seine warnenden Hinweise auf den Mißbrauch der patriotischen Begeisterung zu Parteizwecken, auf den wahren Sinn der schweizerischen Freiheit.

¹²² Kaegi, Burckhardt I. 435 (1947).

¹²³ ebda. II. 303.

¹²⁴ ebda. 404 f.

¹²⁵ ebda. 420.

¹²⁶ Neue Schweizer Rundschau 1937, 415 f.; Burckhardts Artikel in «Burckhardt als politischer Publizist» 54 f.

Der Dichter hatte geschrieben: «Darum sollte im Schützenbunde beraten und erforscht werden, auf welche Weise alle Vereine, in welchen vaterländische Kräfte tätig sind, in Verbindung gebracht, beraten und erforscht werden, ob nicht das Schützenfest erweitert werden könnte zu einem Nationalfeste, an welchem jede Schweizerkraft und -kunst ihre Stelle einzunehmen hätte¹²⁷.» Burckhardt sagte: «Aber die Zeit ist nicht mehr fern, da das Schützenfest sich des Pompes und Flitters entledigen und mit Freuden *in die Reihe* der andern Äußerungen schweizerischen Nationallebens zurücktreten wird. Dann wird es nicht mehr ein Volk im Volke bilden wollen, sondern gern und freiwillig *sein ihm beschiedenes Teil* der nationalen Herrlichkeit darstellen.» Das ist nur ein Beispiel für viele. Auch Burckhardt beeindruckte in der Festhütte vor allem das Bild der gärenden Masse; «es war nur *eine* wogende Menschenflut, in einem Raum, welcher an Größe den bedeutendsten Kathedralen gleichkömmt¹²⁸». Wie nahe diese Beiden sich damals standen, erkennt man noch deutlicher, wenn man auch den ungedruckt gebliebenen «Esau» heranzieht.

Burckhardt hatte im Frühling 1844 seine Habilitationsvorlesung gehalten, im folgenden Winter trat er mit seiner ersten kunstgeschichtlichen Vorlesung vor die Basler Öffentlichkeit. Hagenbach meldete darüber nach Lützelflüh: «Diesen Winter haben wir Vorlesungen über Kunstgeschichte, von Dr. Burckhardt, dem filius Antistitis, einem gescheuten Kopf¹²⁹.» Kaegi hat aus dieser Mitteilung geschlossen, Gotthelf könnte dem jungen Burckhardt in den Festtagen persönlich begegnet sein¹³⁰. Sicher ist, daß die politische Übereinstimmung Beider in jenen Tagen kein Zufall war, weil sie bei allem enormen Abstand ihres Wesens in vielem ähnlich dachten. «Zwischen Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller steht Burckhardt in der Mitte», urteilt Kaegi. «Auf die Dauer freilich bleibt seine schweizerische Stimmung derjenigen Gotthelfs verwandter als

¹²⁷ XV. 319.

¹²⁸ Burckhardt als politischer Publizist 45.

¹²⁹ 6, 130.

¹³⁰ Burckhardt II. 422, Anm. 317.

derjenigen Kellers¹³¹.» Daß der Dichter in Lützelflüh von Burckhardts historischen Arbeiten berührt worden wäre, ist natürlich kaum denkbar. Mit einer Ausnahme allerdings: dem 1845 erschienenen «Neujahrsblatt für Basels Jugend» über die Geschichte des alten Alemannien, dessen Thema Gotthelf unmittelbar interessiert hätte¹³². Es entwirft in schlichter Sprache ein Gemälde des Schweizerlandes während und nach der Christianisierung, das letztlich aus denselben Quellen gespeist, von derselben Liebe zu den «uralten Gebräuchen» der Heimat, von demselben Glauben an eine tiefere Einheit in ihrer Geschichte getragen ist wie Gotthelfs Darstellung der frühmittelalterlichen Schweiz in der 1846 veröffentlichten «Gründung Burgdorfs».

Wesentlicher ist, daß Burckhardt mit Gotthelf den Sinn für das Eschatologische seines Jahrhunderts teilte, der sich ins Seherische steigern konnte, wenn er auch aus seiner musischen Natur zurückhaltender und meist nur in privaten Äußerungen hervorbrach. Schon 1846 sprach er von einer kommenden allgemeinen Barbarei. «Ihr werdet sehen, welche sauberen Geister in den nächsten zwanzig Jahren aus dem Boden steigen werden! Was jetzt vor dem Vorhang herumhüpft, die kommunistischen Dichter und Maler und dergleichen, sind bloß die Bajazzi, welche das Publikum vorläufig disponieren. Ihr alle wißt noch nicht, was Volk ist und wie leicht das Volk in barbarischen Pöbel umschlägt¹³³.» Im «Esau» sagt einer über die Festhüttendemagogen: «Der Zweck soll erreicht werden mit allen möglichen Mitteln, guten oder schlechten, Lugi oder Wahrheit, und davon brächte sie selbst der Teufel nicht ab. Aber die, wo ganz darum wissen, deren sind nicht viel, und die sieht man vielleicht nicht einmal dort oben auf der Fuchskanzel. Die Andern müssen denen nachgeigen, und brichten kannst die ebenso wenig, es darf Keine es Haar breit abweichen von der gegebenen Parole und darf sich so wenig brichten lassen als ein Jesuit¹³⁴.» So wie dann der alte Burckhardt

¹³¹ ebda. 422.

¹³² Werke I. 305 f.; dazu Kaegi, Burckhardt II. 372 f.

¹³³ Kaegi, Burckhardt II. 582.

¹³⁴ 1, 319.

seine Zeit durchschaute, hat sie vor ihm in der Schweiz nur Gotthelf durchschaut. Auch der Basler Visionär prophezeite ein Zeitalter des Gesindels, in dem mit der Menschenwürde alle andern Stützen einer ausgehöhlten Kultur fallen würden. Der Aktivismus Gotthelfs lag ihm bis zuletzt fern, aber der christliche Grundzug seines Zweifels an der modernen Zivilisation trat im Alter doch deutlich hervor, und er verbindet diesen späten Burckhardt mit dem Gotthelf der vierziger Jahre. Zu einem brieflichen Manifest vom Februar 1845, in dem er die Summe seiner politischen Erfahrungen zog und das bereits einen Vorklang der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» enthält, bemerkt Kaegi: «Es gehört zur Schönheit dieser Zusammenhänge, daß gerade für diese Stelle sich eine Parallele dort findet, wo sie ein Herausgeber der ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen‘ gewiß nicht suchen würde: bei Jeremias Gotthelf, und zwar in denjenigen Textpartien, die er in ‚Eines Schweizers Wort‘ für den Neudruck von 1844 in den alten Churer Text von 1842 neu eingeschoben hat¹³⁵.» Gotthelfs Stimme im hohen Alterswerk Burckhardts vernehmlich: das ist neben der Entstehung des «Anne Bäbi Jowäger» das zweite bleibende Zeugnis seiner Verbundenheit mit Basel, die ein Empfangen und ein Geben war.

Es kommt also nicht von ungefähr, daß wir von Burckhardt das Urteil über den Dichter besitzen, das uns von Bachofen fehlt. Er war der größte Leser, den Gotthelf in Basel fand. Wir wissen es nicht aus Worten der Bewunderung, wie sie Gottfried Keller dem 1854 Gestorbenen widmete — kein Moderner erreiche seine «tiefe und großartige Einfachheit, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende¹³⁶» —, wir wissen es nur aus einem schlichten Faktum, das aber ebenso schwer wiegt und doppelt verbürgt ist. Hans Trog erzählt, Burckhardt habe Gotthelf «für glücklicher als Keller in seinem ganzen Leben» gehalten und sich als Schwerkranker «noch in seinen

¹³⁵ Burckhardt II. 425, Anm. 319.

¹³⁶ Werke ed. Fränkel 22, 108.

letzten Wochen» an dessen Schriften erfreut¹³⁷. Das verrät eine sehr persönliche Kenntnis, denn es weicht von der landläufigen Ansicht und vom äußern Anschein der Dinge ab. Zu den Schriften, die den Kranken erfreuten, gehörten die fünf Bände der «Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz», die, mit seinem Namenszug versehen, in Privatbesitz noch vorhanden sind. Diese zweite Sammlung der kleineren Geschichten enthält fast alle die herrlichen Stücke, die Gotthelf von seiner homerischen Seite zeigen. Trog spricht auch im Anschluß an seine Bemerkung von Burckhardts lebenslanger Liebe zu Homer. Noch genauer hat Felix Stähelin¹³⁸ diesen Zug aus jenen Wochen des Erlöschens festgehalten. «Vor einem kleinen Tisch am Fenster sitzend genoß Burckhardt noch seine letzte Lieblingslektüre: Homer und Gotthelf.»

¹³⁷ Basler Jahrbuch 1898, 152.

¹³⁸ dass. 1946, 123.